

DIE WELTWOCHEN



Schweizer Klima-Streik

Volksaufstand gegen das Diktat der Elite.

Erik Ebnetter

Grand Slam der SVP

Vier Triumphe in drei Wochen. *Marcel Odermatt*

Damian Müller: Gesicht des Unfreisinns

Ein Zeitgeist-Surfer reitet ins Lager der Verlierer.

Christoph Mörgeli

Le Grand Chalet
Mark van Hußeling besucht
das legendäre Holzhaus,
in dem Maler Balthus
lebte

Freiraum

Die beste Verkaufsstrategie für meine Immobilie wählen können.

Gratis
Erstbewertung auf
homeofhomes.ch

Mit mehr als 75 Jahren bewährter Immobilienkompetenz entwickeln wir auch für Ihre Liegenschaft die optimale Verkaufsstrategie. Damit schaffen wir die Basis für den Verkaufserfolg, den Sie sich wünschen.

info@ginesta.ch, +41 44 910 77 33

Leading REAL ESTATE COMPANIES OF THE WORLD®

SVIT

Ginesta
Immobilien

Genderstern des Aberglaubens

In amtlichen Schriften des US-Parlaments dürfen die Wörter Vater, Mutter, Sohn, Tochter nicht mehr vorkommen. Alles, was Rückschlüsse auf die biologische Identität einer Person erlauben könnte, ist verboten. Erlaubt sind nur noch neutrale Ausdrücke wie Eltern oder Kinder.

Auch in der Schweiz ist die «gendergerechte» Sprache auf dem Vormarsch. Das Schweizer Fernsehen hat längst angefangen, eine «nicht-diskriminierende» Wortwahl anzuwenden. Der Bund hat einen fast 200-seitigen Leitfaden für den geschlechterkorrekten Sprachgebrauch. Die Umformatierung des Sprechens und Schreibens ist in vollem Gang.

Ursprünglich ging es darum, die angeblich unterdrückten Frauen durch sichtbare sprachliche Hervorhebung ins Bewusstsein zu rücken. Doch im Zuge der Neuentdeckung und Vervielfältigung sexueller Identitäten und Vorlieben mussten neue Markierungen gefunden werden. Vorläufiger Höhepunkt ist der Genderstern* für alle, die sich keinem Geschlecht zugehörig fühlen.

Was steckt dahinter? Viele halten den Genderstil für lächerlich, eine Verhunzung, aber insgesamt doch eher harmlos. Ich sehe es ganz anders. Für mich ist die Gendersprache ein Angriff auf die freie Gesellschaft. Man will den Leuten ein falsches Denken, eine erfundene Wirklichkeit einpflanzen.

Die Gender-Ideologie ist biologischer Marxismus: Sie konstruiert eine Scheinrealität von beliebig vermehrbaren und entschädigungsberechtigten Opfergruppen, die aufgrund ihres tatsächlichen oder eingebildeten Geschlechts diskriminiert und verachtet würden.

Die Gendersprache bedeutet in doppelter Hinsicht einen Rückfall hinter Aufklärung und Wissenschaft.

Erstens: Die Gender-Ideologen sortieren die Menschen nach der Biologie oder der sexuellen Vorliebe. Was jemand leistet, ist nichts. Ob jemand Mann, Frau, schwul, hetero, lesbisch oder trans ist, ist alles. Die Gendersprache wirft die Menschen zurück ins Gefängnis ihrer Abstammung, in den Kerker ihrer Gene.

Gegen die Freiheit der Leistung zieht die Gendersprache die Unfreiheit biologisch-sexueller Abstammungsgemeinschaften hoch. Sie zergliedert und spaltet die Menschheit in Stämme angeblich unterdrückter sexueller Minderheiten. Jeder darf ein Opfer sein und Geld verlangen.

Zweitens: Die Gendersekten beschwören einen Kult der Biologie, gleichzeitig setzen sie sich über die Biologie hinweg. Nicht die biologischen Geschlechtsorgane entscheiden über die sexuelle Identität. Der Mensch kann sich seinen Bio-Käfig selbst aussuchen. Und immer wieder wechseln. Das Geschlecht ist keine Frage der Organe, sondern des persönlichen Wollens. Der Mensch wird zum Kreationisten seiner selbst.

Für die totale Verflüssigung und Beherrschbarkeit des vom Körper befreiten sexuellen Ich steht der Genderstern. Er ist das Feldzeichen dieses modernen Aberglaubens, der den Menschen zum Schöpfer und Gestalter seiner eigenen Biologie erhebt. Menschen, die mit Penissen auf die Welt kommen, können Frauen sein, und Men-

schen, die Vaginas haben, können problemlos Männer sein.

Wie dieser Sektenbiologismus Leben zerstören kann, zeigt der Fall des Kanadiers David Reimer. Reimer kam 1965 als Bub zur Welt. Bei der Beschneidung wurde ein Teil seines Penis zerstört. Ein berühmter Psychiater, John Money, empfahl den Eltern, den Jungen zu kastrieren und als Mädchen zu erziehen. Das Menschenexperiment endete tödlich.

Brenda alias David rebellierte gegen die aufgezwungene, falsche Identität. Die Biologie war stärker als die Theorie des verrückten Psychiaters. Es kam zu operativen Geschlechtsumwandlungen, doch David Reimer fand den Tritt nicht mehr. Mit 38 Jahren brachte er sich um. Moneys gemeingefährliche Lehre hingegen – das Geschlecht sei anerzogen, nicht angeboren – avancierte zur Grundlage jener antiwissenschaftlichen Gender-Ideologie, die sich nun auch bei uns sprachlich ausbreitet.

Das falsche Genderdenken wuchert krebbsartig aus. Es frisst sich in die Sprache und soll sich von dort in unseren Hirnen festsetzen. Seine Verfechter sehen sich als moralisch überlegene Avantgarde von besonders Rücksichtsvollen und Empfindsamen. Wer sich ihren Sprachcodes verweigert, gibt sich als minderwertiges Individuum zu erkennen, als Reaktionär und Unterdrücker, der mit allen Mitteln der Diffamierung ausgegrenzt und bekämpft werden kann.

Was früher die Armbinde in totalitären politischen Parteien war, ist heute der genderkorrekte Sprachgebrauch, Zeichen der Unfreiheit, der Herde, des abgerichteten Kollektivs, eine Art Tätowierung, dass man zu den Guten gehört und sich ihrem Denken, Sprechen und ihren politischen Machtansprüchen folgsam unterworfen hat.

Die Sprache ist das präziseste Instrument zur Beschreibung der Wirklichkeit. Worte setzen genauer ins Bild als Bilder. Jeder Versuch, die Sprache gewaltsam umzubauen, ist ein Angriff auf das Denken. Die Gender-Ideologie schafft falsches Sprechen, falsches Schreiben, falsches Denken, falsche Opfer, falsche Täter, falsche Politik und falsches Handeln. R. K.

Gerne verraten wir Ihnen unsere Zweitmeinung.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Klima-Abstimmungen, Comeback der SVP, faszinierendes Polen, glamouröse Schweiz

Die Ablehnung des revidierten CO₂-Gesetzes war ein Donnerschlag in der Schweizer Politik, und wahrscheinlich wird im Ausland ein Nachhall zu vernehmen sein. Es ist das erste Mal, dass die Bürger Stellung zu einer Vorlage nehmen konnten, die auf die Umsetzung des Pariser Abkommens zielt – und es zeigte sich: Die Leute wägen Vor- und Nachteile beim Umgang mit dem Klimawandel nüchtern ab. Warum hat das Pariser Abkommen offenbar nicht die Strahlkraft, die ihm in der Klimabewegung und in der Wissenschaft meist zugeschrieben wird? Und wenn es eine solche Vorlage schon in der reichen Schweiz derart schwer hat, was wäre dann in Ländern mit weniger Wohlstand zu erwarten? Antworten finden Sie in dieser Ausgabe. **Seiten 16, 20**

Die Stimmungslage hätte diese Woche im Bundeshaus nicht unterschiedlicher sein können. Auf der einen Seite die Vertreter der FDP, die nach der krachenden Niederlage zum CO₂-Gesetz ihre Wunden leckten. Nicht wenige fragten sich: Warum mussten wir unbedingt den Kampagnen-Lead bei den Befürwortern haben? Und wie viel Geld kostete uns der Flop eigentlich? Ganz anders sah es bei der SVP aus. Lange ist es her, dass unter ihren Parteimitgliedern eine derart gute Laune herrschte wie in diesen Tagen. Tatsächlich ist es erstaunlich, wie schnell sich die Rechtspartei nach ihrem Tief im vergangenen Jahr wieder aufgerappelt hat. Der Aufschwung kommt aber



Prima Ausgangslage:
Malerfürst Balthus.

nicht von ungefähr. Er hat nachvollziehbare Gründe. **Seite 22**

Die Polen waren der Zeit voraus, als Europa noch tief im Mittelalter steckte. Angeblich haben sie die Franzosen sogar das Essen mit der Gabel gelehrt. Das mag eine leicht frisierte Anekdote sein, doch bekanntlich steckt in jeder Le-

gende ein wahrer Kern. Polen war einst der progressivste Staat Europas. Ein Juwel des Multikulti, offen für Juden, Muslime und Christen aller Art. Heute ist es das ethnisch homogenste Land Europas. Im Gespräch mit der *Weltwoche* schildert Polens führender Historiker Graf Adam Zamoyski die bewegte Geschichte seiner Heimat zwischen Grandeur und Vernichtung. Und er erklärt, warum Polen wieder ein Schlüsselstaat Europas werden könnte. **Seite 28**

Die Wörter *glamorous* und *Switzerland* liest man nicht oft im selben Satz. Stimmt, ist aber falsch. Respektive eine prima Ausgangslage, um von den glanzvollen Seiten der Schweiz zu erzählen. Im ersten Beitrag der Serie, die in der *Weltwoche* in loser Abfolge erscheinen wird, berichtet Mark van Huisseling über seinen Besuch im Grand Chalet im Waadtländer Hochtal Pays-d'Enhaut. Das grösste Holzhaus der Alpen, erbaut im 18. Jahrhundert von einem Käsebaron, wurde im 20. Jahrhundert von Balthus, damals noch ein Malerfürst, bewohnt. Inzwischen ist der Ruf des Künstlers ramponiert, sein Werk in den Augen vieler toxisch geworden, da er junge Mädchen dafür ausbeutete (oder Schlimmeres). Nach wie vor gut geht es dem grossen Haus. Was Balthus' Witwe, eine Japanerin aus tausendjähriger Familie, damit zu tun hat respektive was sie von der De-Glamourisierung ihres verstorbenen Mannes hält: **Seite 70**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'611'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8119 **Befthausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'007'300.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8475 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 991'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'821'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weislingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'873'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8495 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen verkauft !



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Märtholen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'363'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:

www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.+



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand Juni 2021



Höhenflug der Volkspartei: Seite 22



Signale aus der Schweiz: Seite 16



Gegenwind: Damian Müller. Seite 24

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Für Kinder nicht zu empfehlen
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Novak Djokovic
- 10 Tagebuch Bettina Weber
- 12 Bern Bundeshaus Alain Berset
strickt an seiner Legende
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Schweizer Klimastreik
Konsequenzen des Neins zum CO₂-Gesetz
- 18 Mörgeli «Rundschau»
bei Bundeskanzler Kurz
- 18 Personenkontrolle
- 19 Peter Bodenmann
Der Fisch stinkt vom Kopf
- 20 Leere Versprechen
Die Emissionsziele der Klimapolitik
- 21 Auf zum Austritt!
Abschied vom Pariser Klimaklub
- 22 Grand Slam der SVP
Erfolgreich wie selten zuvor
- 23 FDP Thierry Burkart kann es
- 24 Gesicht des Unfreisinns
FDP-Ständerat Damian Müller
- 26 Migrationsminister Zero
Der dänische Politiker Mattias Tesfaye
- 27 Kurt W. Zimmermann
Amt für Gesinnungsprüfung
- 28 «Ein schwaches Land lädt Invasoren
ein» Polens führender Historiker
Adam Zamoyski über seine Heimat

- 31 Inside Washington
- 32 Bettler-Eldorado Basel
Sogar Linke haben genug
- 33 In der Hand der Kardashians
Julie Burchill über den Kult-Clan
- 34 Umwelt- und Klimaschutz
Ausweg aus der Sackgasse
- 37 Aufstand in Texas Greg Abbott
widersetzt sich Präsident Biden
- 38 Warum die Labor-Theorie Humbug ist
Essay von Linus Reichlin
- 39 Mit wehenden Fahnen
Fussballbegeisterung bei Frischauf Seefeld
- 40 Wie Buchhalter Nötzli auf Abwege kam
Sanierer Hans Ziegler vor Gericht
- 41 Symbole der Nationalmannschaft
Kniefall statt Hymne
- 42 «Staatlich gefördertes Duckmäsertum»
Henryk M. Broder im Gespräch mit
CDU-Politiker Hans-Georg Maassen
- 44 Eitle Ameisen, furzende Fliegen
Insekten in neuem Licht
- 45 Henryk M. Broder
Aus einer anderen Galaxie
- 46 Leserbriefe
- 47 Nachrufe Christian Sauter,
Peter J. Meier-Abt
- 48 Beat Gygi
Ursula von der Leyen kann das CO₂ sehen

LITERATUR UND KUNST

- 49 Ikone der Woche
- 50 Federico García Lorca
Intensität seiner Jugendjahre

- 52 Bücher der Woche
- 55 Die Bibel
- 56 Videogames Ich, der Avatar
- 58 Serie «Mare of Easttown»
- 58 Kunst August Gaul
- 60 Technologie
Polyglotte Schauspieler
- 61 Jazz Florian Weiss' Woodoism

LEBEN HEUTE

- 62 Wunderbare Welt
- 62 Unten durch
- 63 Fast verliebt
- 64 Sehnsuchtsorte
- 65 Lebensläufe
- 65 Thiel
- 66 Essen
- 66 Wein
- 67 Auto
- 67 Objekt der Woche
- 68 Zeitzeichen
- 68 Dr. M.
- 69 Kaffee mit...
Adrian Bosshard
- 70 Im Schloss des gefallenen Fürsten
Das *Grand Chalet* des Künstlers Balthus
- 74 Tamara Wernli
Gleichstellung jetzt!



NICHT MIT UNS.

Als gemeinnützige Gesellschaft leistet PROTELL seit vielen Jahrzehnten im Interesse aller Bürgerinnen und Bürger Widerstand gegen neue, unbegründete Verschärfungen des Waffenrechts, die auf Dauer unsere liberalen und traditionellen Werte zersetzen. Proaktiv und glasklar in der Sache vertritt unser Anwaltsnetzwerk Mitglieder, denen die Behörden einen «Knoten» in den Lauf machen wollten.

Informieren Sie sich jetzt unter www.protell.ch.



Geeint sind wir stark.



Für Kinder nicht zu empfehlen

Unsere Gesundheitsbehörden handeln riskant. Die Zulassung des Covid-19-Impfstoffs für unter 16-Jährige beruht auf einer schwachen Datengrundlage.

Kati Schepis

Jetzt soll die Corona-Impfkampagne auf Kinder ausgeweitet werden. Am 4. Juni teilte das Schweizerische Heilmittelinstitut Swissmedic mit, dass es nach «sorgfältiger Prüfung» den Covid-19-Impfstoff der Firma Pfizer/Biontech nun auch befristet für Kinder ab 12 Jahren zugelassen habe. Bei der untersuchten Altersgruppe habe der Impfstoff in der klinischen Studie eine «Wirksamkeit von gegen 100 Prozent» gezeigt, so Swissmedic. Nebenwirkungen dauerten in der Regel ein bis drei Tage und könnten nach der zweiten Dosis ausgeprägter sein. Grundlage für diese befristete Zulassung ist eine Phase-3-Studie mit 2260 Kindern im Alter von 12 bis 15 Jahren. 1131 Kinder erhielten den Impfstoff, 1129 ein Placebo.

Laut Studienprotokoll wurde die Wirksamkeit betreffend Verhinderung einer «leichten Covid-Erkrankung» mit ein bis zwei Symptomen und einem positiven PCR-Test untersucht. Als Symptome waren Fieber, Husten, Erkältung, Halsweh, Kopfweh, Gliederschmerzen, Geruchs-/Geschmacksverlust, Übelkeit, Erbrechen oder Durchfall definiert.

Gravierende Unklarheiten

Eine solche «leichte Covid-Erkrankung» trat bei 16 von 1129 Studienteilnehmern in der Placebo- und bei 0 von 1131 Personen in der Impfgruppe auf. Absolut betrachtet, wurde das Risiko für das Auftreten einer «leichten Covid-Erkrankung» also gerade mal um 1,4 Prozent (16 Fälle / 1129 Testpersonen) reduziert. Das ist wenig. Die immer wieder gepriesene «hohe Wirksamkeit» der Impfungen «von gegen 100 Prozent» lässt sich nur behaupten, wenn man die relativen Zahlen heranzieht (bei den Placebo-Personen gab es 16, in der geimpften Gruppe 0 Fälle).

Bei den Erwachsenen verhält es sich ähnlich: Hier beträgt die absolute Risikoreduktion nur 0,9 Prozent. Die Zahlen für den Impfstoff von Moderna bewegen sich in einer vergleichbaren Grössenordnung. Für schwere Krankheitsverläufe konnten die Impfstoffe bis anhin weder bei Erwachsenen noch bei Kindern eine relevante Wirksamkeit zeigen. Die Häufigkeiten sind so gering – bei Kindern trat gar kein Fall einer schweren Erkrankung auf –, dass es unwissen-



Steht wirklich das Kindswohl im Vordergrund?

schaftlich ist, auf diesen Zahlen beruhend eine Wirksamkeit der Impfung für schwere Verläufe in Aussicht zu stellen, wie es dies unter anderem das BAG in seiner Impfstrategie tut.

Kinder erkranken extrem selten schwer oder gar tödlich an Covid-19. Von 8200 im Kinderspital Zürich getesteten Kindern wurden lediglich 451 (5,5 Prozent) positiv auf Sars-CoV-2 getestet, davon wurden 104 (1,2 Prozent) kurz hospitalisiert. Informationen zu den genauen Gründen für den Spitalaufenthalt oder zu Vorerkrankungen wurden nicht kommuniziert. Daten, die einen Zusammenhang zwischen positiv getesteten Kindern und schweren/tödlichen Verläufen bei Erwachsenen gezeigt hätten, fehlen bis heute. Fundierte Daten, die belegen, dass Geimpfte Sars-CoV-2 nicht weitergeben können, sind ebenso wenig verfügbar.

Einen Tag nach der Zulassung des Impfstoffes für Kinder ab 12 Jahren publizierte der *Tages-Anzeiger* einen Artikel über das Auftreten von Herzmuskelentzündungen bei jungen Männern nach Verabreichen des Pfizer/Biontech-Impfstoffs. Experten kritisierten, dass eine Komplikation, die nur in 1 von 3000 bis 6000 Fällen auftritt, in Studien mit nur gut 1000 Impfstoffprobanden leicht übersehen werden könnte. Möglicherweise wäre für die 12- bis 15-Jährigen auch eine niedrigere Dosis des Impfstoffs besser, weil ihr Immunsystem so stark reagiere. Vielleicht wäre auch nur eine Impfdosis ausreichend für die Jugendlichen. Wieso wird ein Impfstoff zugelassen, wenn solche gravierenden Unklarheiten bestehen?

Die Impfstoffentwickler weisen in ihren Protokollen auf das mögliche Auftreten von potenziell schweren Nebenwirkungen hin. Da einige dieser Nebenwirkungen sehr selten und erst mit einer zeitlichen Verzögerung auftreten dürften, müssten genügend Studienteilnehmer über einen genug langen Zeitraum beobachtet werden, um entsprechende Sicherheitssignale zu entdecken. Dieses Kriterium ist bei den aktuellen Impfstoffen definitiv nicht erfüllt: Die befristeten Zulassungen basieren auf einer Beobachtungszeit von im Median zwei Monaten.

Eine kürzlich veröffentlichte Studie zeigte zudem, dass isolierte Spike-Proteine, wie sie nach Verabreichung der mRNA produziert werden, Gefässschäden verursachen, die wiederum zu kardiovaskulären Ereignissen wie Herzinfarkt, Schlaganfall et cetera führen können.

Gegen den Willen der Eltern

Anfang Mai kommunizierte das BAG, dass sich ältere Kinder auch ohne Einwilligung der Eltern impfen lassen können. Ein Artikel im *Tages-Anzeiger* ergänzte, dass das «Kindswohl» im Vordergrund stünde, dass im Streitfall gegen den Willen der Eltern geimpft werden dürfe und dass Eltern vom «Piks» nichts erfahren müssten. Die Notwendigkeit einer Einwilligung durch die Eltern wird bei der Impfung von Kindern gegen Sars-CoV-2 grosszügiger gehandhabt als bei der Teilnahme an einer klinischen Studie.

Voraussetzung für die Zulassung eines Arzneimittels ist eine positive Nutzen-Risiko-Bewertung. Setzt man die derzeitige Datenlage für Kinder im Zusammenhang mit einer Covid-19-Erkrankung in Relation zu den fehlenden Langzeit-Sicherheitsdaten, dann ist es schleierhaft, wie Swissmedic zum Schluss kommen konnte, dass der Nutzen einer Impfung bei Kindern von 12 bis 15 Jahren die potenziellen Risiken übersteige. Viel naheliegender wäre bei vorsichtiger Betrachtung der Schluss: Die Verabreichung eines derart ungenügend geprüften Impfstoffes ist bei Kindern nicht zu empfehlen.

Kati Schepis ist Pharmazeutin ETH und in der Pharmaindustrie tätig.

Lieber Novak Djokovic

Eigentlich möchte jeder Mensch geliebt werden. Sie scheinen die Ausnahme zu sein. Ihnen genügt es, der beste Tennisspieler der Welt zu sein. In Roland-Garros triumphierten Sie, nur 48 Stunden nachdem Sie Nadal aus dem Rennen geschlagen hatten. Anfangs dominierte Tsitsipas noch, aber nach vier Stunden haben Sie, frisch wie eine Rose, das griechische Tennistalent vom Sockel geholt. Nun dürften Sie bald (in Wimbledon) die Konkurrenten Federer und Nadal einholen, als Einziger der Tennisgeschichte, der zweimal die vier wichtigsten Turniere gewonnen hat.

Trotzdem freut sich fast keiner für Sie. Ich habe mir den Final angeschaut, umringt von Tennisfans, die nur schlecht über den *bad boy* aus Serbien gesprochen haben. Und hoffen, dass der schöne Grieche ihn putzt. Auch die Schweizer Presse liebt Sie nicht, permanent wiederholt sie, was bei Ihnen so arg daneben sei, charakterlich, kollegial et cetera.



Ecken und Kanten: Tennis-Champ Djokovic.

Dazu wird ein Bild publiziert, auf dem Sie aussehen wie einer, dem man nachts nicht in einer Gasse von Belgrad begegnen möchte. Jetzt frage ich mich: Genügt es denn nicht, dass Sie konstant besser spielen als alle andern? Sollen wir Ihnen Bewunderung und Respekt verweigern,

nur weil Sie nicht so extrem sympathisch sind wie Federer?

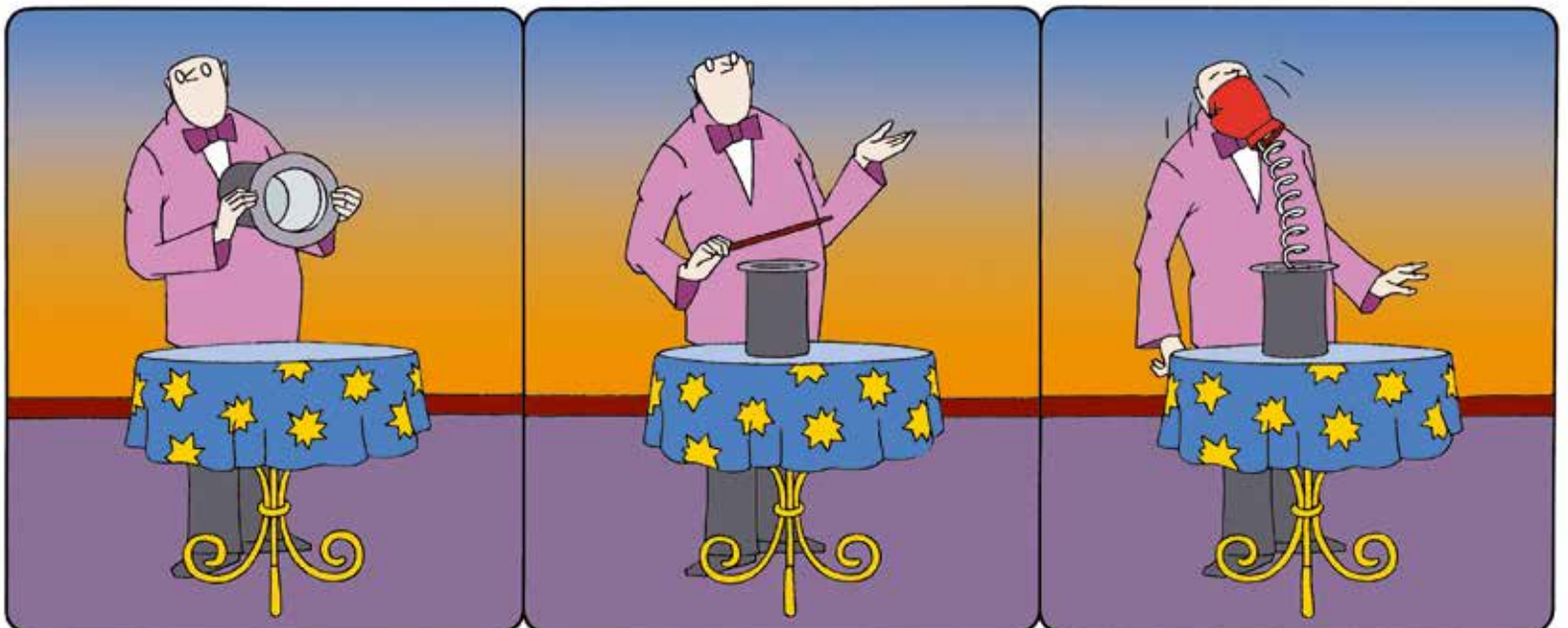
Ich denke: Eigentlich sind Sie als Mensch, der auf die Liebe der Fans bewusst pfeift, interessanter als unser tipp-topper Nationalheiliger, der gut erzogen ist, freundlich mit allen, ein perfekter Familienvater und idealer Werbeträger. Aber aalglatt wie ein Fisch, nicht greifbar. Kein Normalsterblicher.

Sie dagegen haben Ecken und Kanten, können unangenehm sein, sagen, was Sie denken, auch wenn es nicht ganz korrekt ist. Und es ist Ihnen wurst, wenn die Leute Sie hassen. Dadurch sind Sie uns doch als Mensch viel näher. Greifbarer und begreifbarer als unser Tenniggott.

Deshalb: *Avantage* Djokovic. Sogar menschlich.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Bettina Weber



Ich stehe beim Einkaufen vor dem Gestell mit den vegetarischen Produkten, und die Sache wird immer unübersichtlicher. Da hat es zum Beispiel «Poulet» aus Erbsen. Ich war total Avantgarde und ernährte mich schon als Kind vegetarisch, deshalb habe ich noch nie in meinem Leben Huhn gegessen – warum sollte ich jetzt etwas essen, das schmeckt wie eine Kopie des Originals, von dem ich nie wissen wollte, wie es schmeckt? Ich komme nicht draus, für wen das Erbsenhuhn sein soll. Für Fleischesser mit schlechtem Gewissen wegen ihrer CO₂-Bilanz? Für Hobby-Vegetarierinnen mit Fleischgelüsten? Für diese grässliche Gattung namens Flexitariet? Ich bin irgendwie dagegen.

Das Problem bestand darin, dass ich ein Naturtalent im Rauchen war. Ich konnte wahnsinnig viel rauchen, ein Päckli am Tag mindestens, und merkte nichts davon. Musste nie husten, war nie erkältet, mein Körper schien vom Nikotin-Abusus vollkommen unbeeindruckt. Bis ich dann, nach 24 Jahren, aufhören musste, weil ich während einer Migräne zehn Minuten lang nicht mehr sprechen konnte. Das ist wie so eine Art Hirnschlag-Simulation. Eventuell, dachte ich, spricht mein Körper doch zu mir, und gab das Rauchen auf, von einem Tag auf den anderen. Ohne Medikamente und Nicorette, dafür kaute ich Zahnstocher, ich ass mich durch ganze Wälder. Es war schrecklich.

Nach sechs Wochen ging es etwas besser. Nach vier Monaten fielen mir die Zigaretten nur noch in den kuriossten Momenten ein. Und nach einem Dreivierteljahr hatte ich sie vergessen. So sehr, dass ich gerade das dreijährige Nichtraucher-Jubiläum vergessen

habe. Gottlob zählt die App mit: «Nichtraucher seit 1069 Tagen, ungerauchte Zigaretten: 21 920, Geld gespart: Fr. 8987.20».

Der Mitmensch, der draussen nur schon bei einem Hauch von Rauch empört mit den Armen wedelt, regt mich trotzdem noch genauso auf wie früher.

Die Idee ist umwerfend: ein Roman mit Hillary Clinton als Protagonistin, die – und das ist der Clou – rechtzeitig kapiert, dass Bill ein notorischer Fremdgänger ist, und deshalb das Weite sucht, um es alleine bis nach ganz oben zu schaffen. Der Roman heisst im englischen Original nicht «Hillary», sondern «Rodham», weil Hillary ja eben nicht heiratet.

Das erste Drittel der Geschichte stimmt mit dem wahren Leben überein, dann zweigt Autorin Curtis Sittenfeld ab, indem sie Hillary aus Arkansas flüchten lässt. Sie geht nach Chicago, wird Professorin, dann Senatorin, kandidiert als Präsidentin – gegen Bill (und was für ein überaus amüsanter Twist! – unterstützt von Donald Trump). Das Buch ist aus der Ich-Perspektive geschrieben, man sitzt 500 Seiten lang in Hillarys Kopf. Sie wird nicht geschönt, dennoch berührt sie einen sehr. Mit ihrer ungeheuren Disziplin. Und ja, ihrer Einsamkeit. Der Preis, den sie dafür zahlt, kein herkömmliches Frauenleben zu leben und nicht dem Klischee zu entsprechen, ist immens. Und es sind – *sisterhood, my ass!* – wie so oft keineswegs nur die Männer, die ihr das übelnehmen. Man möchte die echte Hillary Clinton am Ende des Buches umarmen.

Besuch bei meiner Mutter. Das neue Holz-Schildkrötenhaus wurde geliefert. Es kommt ins Aussengehege, wo von Frühling bis Herbst die beiden 41-jährigen Schildkrötendamen

wohnen. Sie sind sehr verwöhnt, weil meine Eltern ihnen jahrzehntelang liebevoll eine abwechslungsreiche Kost aus Früchten und Gemüse und dem Spezialfutter Agil servierten, bis der Veterinär sagte, eigentlich bräuchten die beiden sozusagen nur ein wenig trockenes Gras und Salat, in ihrer Heimat Griechenland sei die Vegetation ja eher karg.

Meine Mutter war erschüttert. «Jesses», sagte sie, «wir haben die Schildkröten nicht schildkrötengerecht gehalten», und versuchte es umgehend mit einer kulinarischen Umerziehung.

Die Schildkröten reagierten unkooperativ. Und demonstrierten ihre Empörung über diese frugale Diät, indem sie sich draufsetzten und in den Hungerstreik traten. Schildkröten haben das mit dem Zen voll drauf, ich meine, die haben jahrtausendlang Übung in Sachen Geduld. Meine Mutter verlor diese Kraftprobe spektakulär. Jetzt bekommen sie wieder mundgerecht zugeschnittene Gurken-, Tomaten-, Aprikosen- und Erdbeer-Stückli. Und Chicorée und Rucola.

Oh, und natürlich wird das neue Haus ignoriert. Dabei ist es nicht nur überaus schmuck, ich habe extra den teuren Bio-Lack verwendet, damit sich die beiden nicht durch einen unangenehmen Geruch gestört fühlen könnten. Unsere Familie am Gängelband von zwei Schildkrötendamen.

Den 14. Juni, den Frauenstreiktag, habe ich verbracht, wie es sich gehört: mit Nichtstun. Weil es, nun, mein erster Ferientag war. Und weil mich der Feminismus, seit er so hip ist, nicht streitlustig macht. Sondern müde.

Bettina Weber ist Autorin bei der *Sonntagszeitung*.



«Blick in den Rosengarten, 1920» von Helen Dahm (* 1878 Egelshofen, † 1968 Männedorf)
Öl auf Leinwand, signiert & datiert, 93 x 77 cm, rückseitig Etikette: Kunsthaus Zürich. Dahm war Expressionistin aus dem Umkreis des «Blauen Reiters».

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Stricken an der eigenen Legende

Unter Druck hat Alain Berset im Frühling Restaurants und Fitnessstudios geöffnet. Jetzt lässt er sich im Ausland als Baumeister des Corona-Sonderwegs der Schweiz feiern.

Er ist ein Meister der Inszenierungen: Sein Präsidentschaftsjahr 2018 liess Gesundheitsminister Alain Berset fotografisch in einem Bildband aufbereiten und illustrieren. Die Fotos des SP-Bundesrats, wie er, auf einem Bordstein sitzend, vor der Uno-Zentrale in New York an seiner Rede feilt, sowie zwei Bücher über die Bewältigung der Corona-Pandemie sollen wohl die Legende von Berset als grossem Staatsmann und Krisenmanager festigen.

Dem hat er am Samstag ein weiteres Kapitel angehängt. In einem Interview mit der *Welt* lässt er sich jetzt auch als Gesundheitsminister feiern, der die Schweiz mit weniger Einschränkungen als Deutschland durch die Pandemie manövrierte: «Je mehr wir über das Virus wussten, desto besser konnten wir unsere Entscheidungen lenken und desto besser konnten wir das Optimum zwischen persönlicher Freiheit und notwendigen Massnahmen suchen», fabulierte er.

Bevölkerung angelogen

Wenn Deutschland heute neidisch auf die Schweiz blickt, weil es hier während der Pandemie liberaler und offener zugeht, dann ist das mit Gewissheit nicht wegen, sondern trotz Berset. «Hätte die SVP mit ihrer Kampagne «Stopp Lockdown» nicht grossen Druck erzeugt, so wären wir den gleichen Weg gegangen wie Deutschland und Frankreich», sagt SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Er wirft dem Gesundheitsminister vor, dass sein Bundesamt für Gesundheit (BAG) in der Corona-Krise nicht so funktioniert habe, wie man dies hätte erwarten können.

Der Zuger erinnert an den Beginn der Corona-Krise vor fast anderthalb Jahren. Bundesrat Berset und das BAG waren von Amtes wegen für die Prävention verantwortlich. Trotz Pandemieplan war aber darauf verzichtet worden, dringend benötigtes Material für solche Situationen einzulagern. «Weil Schutzmasken fehlten, wurde die Bevölkerung vom Gesundheitsminister und von dessen Funktionären über die Schutzwirkung angelogen», so Aeschi.

Auch bei der Impfstoffbeschaffung und bei der Impfkampagne gab es viel Irrlichterei. Die Beschaffung der Vakzine wurde zu wenig



Das Wohlwollen schwindet: Berset.

energisch vorangetrieben, man reservierte zu wenig Impfstoffdosen. Deshalb kam die Impfkampagne lange Zeit nicht auf Touren und geriet auch immer wieder ins Stocken, weil Lieferungen ausfielen. Berset kam unter Beschuss,

Er selbst hat sich für alle Pleiten, Pannen und Fehleinschätzungen eine Ausrede zurechtgelegt.

weil er ein Angebot der Lonza zu einer zusätzlichen Impfstoffproduktionslinie im Werk Visp schnöde abgelehnt hatte.

Von seinen Experten schlecht beraten, fällt Berset falsche Entscheide. So plante er im Herbst 2020 die Zulassung von Grossveranstaltungen und wurde von der zweiten Welle auf dem linken Fuss erwischt. Aus Angst vor einer von seinen Beratern herbeigeredeten dritten Welle stemmte er sich gegen die Öffnung der Restaurantterrassen, obwohl die Ansteckungsgefahr hier kaum vorhanden war. Dabei war zu diesem Zeitpunkt schon klar, dass die Berechnungsmodelle der Experten zur Entwicklung der Pandemie nicht über jeden Zweifel erhaben waren.

Bis im Februar 2021 staute sich einiges an Ärger an. Längst waren es nicht mehr bloss Vertreter der SVP, die gegen die wirtschaftsschädigende Corona-Politik anrannten. Auch bei der FDP und der Mitte-Partei nervten sich Parlamentarier über geschlossene Läden, Restaurants und Sportanlagen. Angeführt von SVP-Präsident Marco Chiesa, wurde eine Petition eingereicht, die einen Kurswechsel forderte. Die wirtschafts- und die gesundheitspolitischen Kommissionen des Nationalrats drohten, Bundesrat Berset das Heft aus der Hand zu nehmen.

Kultivierte Schauermärchen

Unter dem Druck des Parlaments bröckelte in der Regierung die Front. Die beiden FDP-Bundesräte Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis waren nicht mehr bereit, für den rigiden Kurs des sozialistischen Gesundheitsministers den Kopf hinzuhalten. Im April musste Berset schliesslich die Öffnung der Restaurantterrassen und Fitnessstudios zulassen. Er selbst kultivierte freilich weiterhin das Schauermärchen über den britischen Corona-Mutanten, der die Fallzahlen jederzeit wieder anschwellen lassen könnte. Inzwischen sind weitere Öffnungsschritte erfolgt, ohne dass die Fallzahlen – wie vom Gesundheitsminister und seinen Beratern erwartet – nach oben geschossen wären. Sie befinden sich seit Wochen im freien Fall. Aeschi geht das Öffnungsprozedere deshalb zu langsam. «Wir wollen die sofortige Rückkehr zur Normalität», sagt der Zuger.

Gerade die Abstimmung vom letzten Wochenende über das Covid-19-Gesetz müsste Alain Berset zu denken geben. Fast 40 Prozent haben diese Vorlage an der Urne abgelehnt. Das zeigt, dass sein Krisenmanagement, für das er sich feiern lässt, bei weiten Teilen der Bevölkerung auf wenig Wohlwollen stösst. Er selbst hat sich jetzt für alle Pleiten, Pannen und Fehleinschätzungen eine Ausrede zurechtgelegt. Man habe zeitweise zu stark auf die Wissenschaftler gehört, sagte er kürzlich in einem Interview. Womöglich hat er sich aber zu stark auf das Stricken an seiner eigenen Legende konzentriert.

«Silber ist das wahre Geld»

Die Notenbankenpolitik könnte Sparerinnen und Sparer teuer zu stehen kommen – auch in der Schweiz, befürchtet Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall. Er rät, Vermögen in Silber anzulegen, aber smart: mit dem S-Deposito.

Von Stephan Lehmann-Maldonado

Herr Ullmann, wie geht es unserer Wirtschaft?

Die BIP-Wachstumszahlen gaukeln uns vor, dass unsere Wirtschaft gut unterwegs ist. Doch diese Kennzahl ist nur beschränkt aussagekräftig. Wenn der Preis gleich bleibt, die Leistung aber abnimmt, hat dies keinen Einfluss aufs BIP. Wir erleben gerade eine «Zombifizierung» der Wirtschaft. Viele Unternehmen wären aus eigener Kraft kaum überlebensfähig. Seit dem Platzen der Dotcom-Blase setzen die Notenbanken und Regierungen alles daran, keine Konjunkturreinbrüche mehr zuzulassen. Sie produzieren immer mehr Geld. Dabei stellt die Coronakrise alles Bisherige in den Schatten.

«Silbergranulat ist ein zunehmend gefragter Rohstoff.»

Glaubt man der Modern Monetary Theory, soll das kein Problem sein.

Unsere Zinsen sind seit zwanzig Jahren gesunken, bis in den Negativbereich hinein. Damit wird belohnt, wer Schulden macht. Ist das nicht eine Verdrehung der Realität? Unser Wirtschaftswachstum ist mit Schulden finanziert worden. Dabei heisst es schon in der Bibel, Sprüche 22,7: «Der Schuldner ist ein Sklave seines Gläubigers.» Damit die Staaten ihre Schuldenlast stemmen können, brauchen sie eine erhöhte Inflation. Deshalb haben die US-Notenbank Fed und die Europäische Zentralbank ihre Definitionen von Preisstabilität geändert. Und im Bemühen, den Franken zu schwächen, hat die Schweizer Nationalbank einen Devisenberg angehäuft, der letztlich wertlos werden dürfte.

Ist unser Geld noch zu retten?

Ja, aber wir müssen handeln. Silber und Gold haben ihre Kaufkraft – im Gegensatz zu modernen Währungen – seit Jahrtausenden



**Plädiert für Silber statt für Papiergeld:
Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall.**

behalten. Wie der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman halte ich Silber für das wichtigste Geldmetall der Geschichte. Die historisch erste Silbertransaktion liefert übrigens wiederum die Bibel. Bemerkenswert ist, dass sie Silber meist vor Gold nennt. Das kann kein Zufall sein.

Ist Silber «das Gold des kleinen Mannes»?

Ich würde sagen «das Gold der weisen Menschen». Gemessen am Vorkommen in der Erdkruste ist Silber im Vergleich zu Gold massiv unterbewertet. Das ist para-

dox, denn das Edelmetall stellt einen unentbehrlichen Rohstoff für viele Hightech-Anwendungen dar. Allein der Boom der Solaranlagen und Elektroautos lässt die Silbernachfrage in den nächsten Jahren hochschnellen.

Wie soll man in Silber investieren?

Unser S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit jenen eines Kontos. Jede Einzahlung fliesst direkt in reines Silbergranulat. Dieses bewahren wir vollumfänglich versichert in einem Zollfreilager in der Schweiz auf. Zugleich bleibt eine Auszahlung jederzeit möglich.

Wieso Silbergranulat?

Bei Silbergranulat erspart man sich einige Verarbeitungskosten. Hinzu kommt, dass Silbergranulat in der Industrie begehrt ist, wir es jederzeit an die Hersteller zurückgeben können – und es kaum je konfisziert werden dürfte.

Das S-Deposito weist eine Barterfunktion aus. Was ist das?

Besitzerinnen und Besitzer eines S-Deposito können untereinander Tauschgeschäfte abwickeln – im Fachjargon heisst das «Bartern». Die gewünschte Ware oder Dienstleistung gibts gegen Silbergranulat. Schon gut dreissig Firmen von der Metzgerei übers Spezialitätengeschäft bis zur Baufirma akzeptieren Silbergranulat genauso wie Geld.

Engagement für bleibende Werte

Die BB Wertmetall aus Lenzburg entwickelt Lösungen, um mit Edelmetallen systematisch Wohlstand aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Anlage- und Rohstoffexperte Werner J. Ullmann, der zuvor börsenkotierte Gold-Explorationsgesellschaften gegründet und geleitet hat.

bb-wertmetall.ch

Telefon +41 62 892 48 48

E-Mail service@bb-wertmetall.ch

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Die *Sonntagszeitung* wählte sich auf einer ganz heissen Spur: «Guy Parmelin tritt zur Englisch-Prüfung an». Fast eine Seite wurde für den Heuler freigeräumt.

Die Story: Schweizer Bundespräsident trifft amerikanischen Präsidenten.

Bange Frage: «Geht das gut?»

Man darf Entwarnung geben: Biden und Parmelin verstanden sich, selbst wenn Parmelin wirklich so schlecht Englisch spricht, wie seine treuen Spötter meinen.

Wer hat eigentlich die Idee in die Welt gesetzt, ein Bundesrat müsse gut Englisch sprechen können? Sogar SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi hilft mit, den Unsinn zu verbreiten. «Sein Englisch ist mittlerweile mit Gewissheit verhandlungssicher», sagt er über Parteikollege Parmelin. Als ob ein Politiker in einer Fremdsprache verhandeln sollte. Wofür gibt es Dolmetscher?

Ein Bundesrat, der zu viel in einer Fremdsprache spricht, ist ein Sicherheitsrisiko. Das weiss man in der Schweiz spätestens seit dem legendären Abendessen von Jean-Pascal Delamuraz und René Felber in Brüssel. Damals ging es um den möglichen Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum. Die beiden Romands gaben in allen strittigen Fragen nach – auf Englisch, versteht sich.

Der ehemalige SP-Nationalrat Rudolf Strahm kommt im *Tages-Anzeiger* mit den falschen Beobachtungen zu den richtigen Schlüssen. Er deutet das Nein zum CO₂-Gesetz als «Aufstand gegen die Selbstgerechten». Dabei bezieht er sich auf das ähnlich lautende Buch der deutschen Linke-Politikerin Sahra Wagenknecht.

Die «Selbstgerechten», die Wagenknecht meint, leben urban, sind kulturell engagiert, akademisch gebildet und sozial abgesichert. Strahm deutet das CO₂-Gesetz als eine Idee dieser tonangebenden Gesellschaftsschicht. Man kann sich den Flug nach Bali, Los Angeles oder auch nur Ibiza immer noch leisten, selbst wenn eine hohe Ticketabgabe für die CO₂-Kompensation anfällt. Schwieriger wird es für Menschen mit tieferen Einkommen. Sie waren deshalb gegen die Vorlage, weil sie Mehrkosten für Heizung und Mobilität ablehnen.

Dieser Schluss ist einleuchtend und deckt sich mit den Ergebnissen der Nachwahlbefragung. Falsch ist, wenn Strahm vor einer «Entdemo-

Der «Gössli-Freisinn», wie ihn die NZZ spöttisch nennt, ist auch der NZZ-Freisinn.

krisierung der Abstimmungskultur durch das grosse Geld» warnt. Namentlich erwähnt er Shell, BP, Agrola und den Erdölverband Avenenergy Suisse. Sie hätten die Nein-Kampagne der SVP massiv unterstützt.

Was Strahm unerwähnt lässt: Die Befürworter der Kampagne, darunter viele Nichtregierungsorganisationen, schalteten zweieinhalbmal so viele Zeitungsinserate wie die Gegner. Das ergab eine Erhebung der Universität Bern. Wenn schon, ist das Resultat ein weiterer Beleg für eine alte Beobachtung: Geld allein entscheidet noch keine Volksabstimmung.

Die freisinnige NZZ leidet an der FDP. Schon vor Monaten lautete eine Schlagzeile: «Liebe Freisinnige, tut um Gottes willen etwas Tapferes!» Das ist, wie der humanistisch ge-

bildete NZZ-Leser weiss, ein Zwingli-Zitat. Betrifft es die FDP, scheut die nüchternste Zeitung der Schweiz kein Pathos.

Der FDP geht es inzwischen noch schlechter: verlorene Wahlen und Abstimmungen, gescheitertes Rahmenabkommen, interne Querelen. Nun tritt Petra Gössi als Präsidentin zurück. Am Dienstag veröffentlichte die NZZ einen politischen Nachruf auf die einstige Hoffnungsträgerin. Mit «Woran der Gössi-Freisinn gescheitert ist», war der Artikel überschrieben.

Die NZZ kommt zum Schluss, die FDP habe keine «liberalen Antworten in der Klima- und in der Europapolitik» gefunden. Dabei hat die Redaktion alles unterstützt, was Gössi wichtig war: das Rahmenabkommen fast bis zum bitteren Ende, ebenso das CO₂-Gesetz. Der «Gössli-Freisinn», wie ihn die NZZ spöttisch nennt, ist auch der NZZ-Freisinn. Das einzuräumen, wäre nun wirklich tapfer gewesen.

Am 2. Mai 2009 notierte der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk in seinem Tagebuch: «Wenn Nietzsche in *Ecce homo* schreibt, ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit, ist das der vollkommene Helvetismus: Von den Tunnelbohrungen für die kühnen Eisenbahnen in den Alpen steckt darin so viel wie vom geheimen Treiben der Leute, die man die dynamitarii nannte, nicht selten Bakuninschüler, Anhänger des Glaubens, dass es erst krachen muss, bevor es vorangeht.»

Die Passage wirkt wie für den 13. Juni 2021 geschrieben. Das Nein der Schweizer zum CO₂-Gesetz erschüttert das Land. Die Debatte über die Klimapolitik verändert sich, vielleicht bald auch anderswo.

Schweizer Klima-Streik

Die direkte Demokratie ist ein politisches Frühwarnsystem.
Das Nein zum CO₂-Gesetz ist eine schlechte Nachricht für die Mächtigen dieser Welt.

Erik Ebnetter

Erinnert sich noch jemand an «Pinky und der Brain», die Zeichentrickserie von Oscar-Preisträger Steven Spielberg? Zwei Labormäuse versuchen, die Weltherrschaft an sich zu reißen, und scheitern dabei zuverlässig. Pinky ist der trottelhafte Mitläufer, Brain der hochintelligente Pläneschmied mit furchterregender Denkerstirn.

Wäre ETH-Klimaphysiker Reto Knutti eine Zeichentrickfigur, er wäre Spielbergs Brain. Seine geistigen Kapazitäten manifestieren sich körperlich ähnlich eindrucksvoll wie jene der Genie-Maus, deren voluminöses Denkorgan den Schädel zu sprengen droht. Nur blinzelt Knutti normalerweise etwas freundlicher in die Welt als der stets grimmige Brain.

«Zu dumm, zu faul»

Am Montag zog auch Knutti einen schlechten Tag ein. Nachdem das Volk das CO₂-Gesetz abgelehnt hatte, spekulierte er auf Blick-TV über die Gründe dafür: «Offenbar ist die Dringlichkeit der Thematik noch nicht angekommen, oder – und das ist die wahrscheinlichere Variante – man hat es verstanden, aber man ist ein bisschen zu dumm, zu faul, zu egoistisch und zu eigennützig, um wirklich etwas zu tun.»

Ein solcher Satz könnte auch von Möchtegerndiktator Brain stammen. Doch was bei der grössenwahnsinnigen Labormaus lustig ist, wirkt beim Professor mit Lebensstelle peinlich. Der Mann, der jedes Jahr geschätzt eine Viertelmillion Franken an Steuergeldern nach Hause nimmt, beschimpft Wähler als dumm, faul und egoistisch. Und warum? Weil sich diese Leute seiner gewünschten Klimapolitik demokratisch widersetzen.

Auf Twitter findet sich die tiefere Erklärung für den unprofessoralen Wutausbruch. Knutti schreibt dort: «Dass wir als erstes Volk bei einer Volksabstimmung über die Massnahmen, um Paris umzusetzen, nun sagen: <Wir wollen das nicht>, ist ein höchst problematisches Signal.» Sprich: Die Menschen in anderen Ländern könnten auf ähnliche Ideen kommen.

Tatsächlich ist die Schweizer Abstimmung vom 13. Juni eine Zäsur in der internationalen



Gegen das Diktat der Eliten.

Klimapolitik. Angeleitet von Wissenschaftlern wie Knutti, ziehen Politiker gegen die Klimaerwärmung in den Kampf. Niedergelegt sind ihre kostspieligen Pläne im Pariser Abkommen von 2015. Ob die Menschen damit einverstanden sind, stand nie zur Diskussion. In der Schweiz wurden sie nun erstmals dazu befragt – und sie sind mehrheitlich dagegen.

Jupiter macht einen Rückzieher

Das Abstimmungsresultat strahlt weit über die Schweiz aus. Die BBC bezeichnet es als «grossen Schock». Man kann es auch als Volksaufstand gegen das Diktat der Eliten beschreiben. Die Schweizer gehen in den Klimastreik, nur anders als von den Mächtigen angedacht. Sie wollen weniger statt mehr staatliche Massnahmen gegen den Klimawandel.

Und wenn schon die reichen Schweizer zusätzliche Abgaben auf Benzin und Flugtickets ablehnen, wie stehen wohl die Türken, Mexikaner und Indonesier dazu? Die Gelbwesten-

Franzosen fackelten fast das Land ab, als Präsident Emmanuel Macron die Steuern auf fossile Treibstoffe erhöhen wollte. Prompt machte der selbsternannte Jupiter einen Rückzieher.

Das Störsignal aus der Schweiz scheint Macron nun weniger zu irritieren. Am G7-Gipfel vom Wochenende gab er sich aufgeräumt. Lächelnd sieht man ihn auf Fotos mit dem kanadischen Premier Justin Trudeau. Dieser erinnert mit seinem Bart und den längeren Haaren an einen Grünen aus den achtziger Jahren, vom taillierten Anzug einmal abgesehen.

Die Regierungschefs von Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Italien, Japan, Kanada und den USA tagten mit den Spitzen der EU in Cornwall. Sie waren mit ihren Entouragen teils um die halbe Welt geflogen, um sich vor Ort gegenseitig zu versichern, der CO₂-Ausstoss sei zu reduzieren. Was zählt da die Meinung von ein paar Schweizern?

Vielleicht würde es sich trotzdem lohnen, genauer hinzuhören. Denn die kleine Schweiz

mit ihrer direkten Demokratie ist ein politisches Frühwarnsystem für andere Länder, eine Art Kanarienvogel unter den Demokratien. Die Bergleute nahmen diese Vögel früher mit in die Grube. Hörte einer zu zwitschern auf, war Gefahr im Verzug. Der Vogel hatte womöglich gefährliches Kohlenmonoxid (CO) eingeatmet.

Heute dreht sich alles um Kohlenstoffdioxid (CO₂). Die Mächtigen dieser Welt wollen dessen Ausstoss senken, notfalls mit Abgaben und Verboten. Die störrischen Schweizer zeigen sich davon wenig beeindruckt, wie sie schon 2014 widersprachen, als fast alle Politiker sagten, die Personenfreizügigkeit sei ein Segen. Zwei Jahre später stimmten die Briten für den Austritt aus der Europäischen Union, auch weil sie die Zuwanderung wieder selber regeln wollten. Kommt es jetzt auch ausserhalb der Schweiz zum Aufstand gegen die Klimapolitik?

War es ein Zufallsresultat?

So oder so ist das Abstimmungsergebnis eine Sensation, auch innenpolitisch. Die Gegner des CO₂-Gesetzes um SVP-Nationalrat Christian Imark gewannen gegen den Bundesrat, gegen fast alle Parteien und Medien, gegen grosse Verbände wie Economiesuisse und Gewerkschafts-

Wenn es schon die reichen Schweizer ablehnen, wie stehen wohl die Türken, Mexikaner und Indonesier dazu?

bund, gegen Unternehmen wie Novartis, Ikea und Ammann Group, auch gegen «die Wissenschaft», wie sich eine Gruppe um Reto Knutti selbstherrlich nannte.

Ein paar Zahlen verdeutlichen die Übermacht der Befürworter. Laut Universität Bern erschienen mehr als 900 Inserate zum CO₂-Gesetz in Zeitungen und Zeitschriften. Davon warben 70 Prozent für ein Ja. Auch die Berichterstattung war «mehrheitlich befürwortend», wie die Politikforscher feststellten. Die Parteien, die für ein Ja kämpften, vereinigen einen Wähleranteil von fast 70 Prozent auf sich. Trotzdem unterlagen sie am Sonntag mit einem Stimmenanteil von 48 Prozent.

War es ein Zufallsresultat? Die Zahlen sprechen dagegen. Die Stimmbeteiligung lag bei 60 Prozent und damit weit über dem langjährigen Schnitt. Zwischen 2011 und 2020 betrug dieser Wert nur 46 Prozent. Seit Einführung des Frauenstimmrechts gab es erst acht Mal eine höhere Beteiligung, und seither ist über Hunderte Vorlagen abgestimmt worden. Das Nein zum CO₂-Gesetz darf als deutlicher Ausdruck des Volkswillens gelten. Die Gegner hatte einen komfortablen Vorsprung von 100 000 Stimmen.

Auch geografisch ist die Sache klar. Nur vier-einhalb von 23 Kantonen unterstützten die Vorlage von Bundesrat und Parlament. In der



Deutschschweiz gab es einzig in Basel-Stadt eine Mehrheit für das Gesetz. Selbst in der Romandie, wo grüne Anliegen traditionell mehr Chancen haben, war der Widerstand gross. Die Kantone Freiburg, Jura und Wallis stimmten mit Nein.

Das ist ein interessantes Signal im Hinblick auf die Gletscher-Initiative. Auch diese richtet sich nach dem Pariser Abkommen. Die Initianten wollen den Rückgang der Gletscher durch die Klimaerwärmung stoppen. Gerade im Wallis hat es viele Gletscher. Trotzdem sind die Einheimischen skeptisch, was die ehrgeizigen Pläne der Klimapolitiker angeht. Dasselbe gilt für Graubünden und andere Alpenkantone.

Interessant ist auch die Frage, wer für das CO₂-Gesetz stimmte. Nur die über 65-Jährigen unterstützten es laut Tamedia-Nachwahlbefragung eindeutig (54 Prozent). Die 18- bis 34-Jährigen waren klar dagegen (58 Prozent). Auch wenn einige Junge die Vorlage abgelehnt haben dürften, weil ihnen das Gesetz zu wenig weit ging, lässt das Resultat nur einen Schluss zu: Die vermögenden Alten, die schon alles gesehen haben, wollten das Reisen verteuern; die Jungen, die nur ein kleines Budget haben, dafür grosses Fernweh, wehrten sich dagegen.

Schwäche für Seidenfoulards

Alles in allem präsentierte sich die Schweiz an diesem Sonntag völlig anders, als die Medien sie die längste Zeit geschildert hatten. Die lärmenden Klimajugendlichen stehen für eine Minderheit, auch wenn sie die Sympathien der Mächtigen und Einflussreichen geniessen wie wohl keine Jugendbewegung vor ihr.

Um ein Beispiel zu nennen: *Sonntagsblick*-Chefredaktor Gieri Cavelti, ein mittelalter Mann mit Schwäche für Seidenfoulards, fragte Ende Mai seine älteren Leser: «Zeigen Sie Ihren Kindern und Enkeln wirklich den Stinkefinger?» Nun war es umgekehrt. Um in Caveltys Bild zu bleiben: Die schweigende Mehrheit der Jungen zeigte den saturierten Alten den Finger.

Manche sahen es noch nicht einmal kommen. Tamedia-Chefredaktor Arthur Rutishauser fer-

tigte noch am Tag der Abstimmung die SVP ab. Präsident Marco Chiesa sei ein «politischer Non-valeur». Niemand rede mehr über dessen Partei. Dass sich seit Wochen ein Triumph für die SVP abzeichnete, muss Rutishauser entgangen sein.

Die Abstimmung über das CO₂-Gesetz war stattdessen ein Debakel für FDP-Präsidentin Petra Güssi. Sie hatte ihre Partei überraschend dazu gebracht, die Vorlage zu unterstützen. Waren die Delegierten und Fraktionsmitglieder ihr noch mehrheitlich gefolgt, blieb die Basis dem alten Kurs treu. Laut Nachwahlbefragung fiel das Gesetz bei 63 Prozent der Freisinnigen durch. Am Montag gab Güssi ihren Rückzug aus dem Präsidium bekannt.

Koryphäen wie Knutti

Die grösste Verliererin der Abstimmung ist Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Seit Jahren warnt sie streng vor dem Klimawandel («The world is on fire»). Sie wechselte sogar das Departement, um als Umweltministerin die Schweizer Klimapolitik prägen zu können. Zuletzt führte sie einen Abstimmungskampf, als wäre sie die Präsidentin des Befürworter-Komitees und nur einem einzigen Anliegen verpflichtet. Und jetzt eine solche Niederlage!

Was bleibt von diesem 13. Juni? Die Schweizer haben das Gespräch über den Klimawandel verändert. Bislang sagten führende Politiker und Experten, härteste Massnahmen seien alternativlos. Nun widersprechen erstmals die angeblich uninformierten Bürger. Das entsetzt Koryphäen wie Knutti.

Wie die Geschichte ausgeht? Bei «Pinky und der Brain» ist es immer dasselbe: Der brillante Brain scheitert mit seinen Welteroberungsplänen. Dafür überrascht der vermeintlich einfältige Pinky mit Geistesblitzen.

MÖRGELI

«Rundschau» bei Bundeskanzler Kurz

Die unverschämteste aller Sendungen von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) ist die «Rundschau». Bei Verfolgung linker Ziele schreckt dieses Politformat nicht vor Fälschungen, Lügen und Betrügereien zurück. Feige und nachweislich sachfremd instrumentalisiert die «Rundschau» anonymisierte Zeugen. Plumpes Mobbing inszenierte die Sendung vor Wochenfrist gegen den Schweizer Oberzolldirektor Christian Bock oder den St. Galler Justizdirektor Fredy Fässler (SP).

Den Gipfel der Frechheit leistete sich die «Rundschau» bei einem Interview mit dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz. Dieser nahm sich in seinem Wiener Amtssitz extra Zeit für ein Interview mit SRF. Kurz zeigte ausserordentlich viel Verständnis gegenüber dem Nachbarland, das keinen Rahmenvertrag mit der EU will. Dieser Entscheidung sei zu respektieren und werde nichts am «engen Miteinander» ändern. Er halte gar nichts von Schuldzuweisungen oder Nadelstichen, vielmehr werde sich Österreich in der EU für eine Fortführung der «engen Kooperation» einsetzen.

Auf diese freundlichen, verständnisvollen Worte von Sebastian Kurz reagierte die «Rundschau» so: «Herr Bundeskanzler, Sie erleben innenpolitisch turbulente Zeiten, es laufen Ermittlungen gegen Sie wegen angeblichen Falschaussagen gegenüber dem Parlament. Bleiben Sie überhaupt noch genug lang im Amt, um die Schweiz unterstützen zu können?» Man glaubte, den eigenen Augen und Ohren nicht trauen zu können.

Da stürzt sich das Fernsehen unseres neutralen Staates in die innenpolitisch-oppositionellen Dreckeleien gegen den Regierungschef eines Nachbarlands. Lässt sich eine solche Niedertracht überhaupt noch übertreffen? Unsere Monopolmedienanstalt erträgt es offenbar nicht, dass es in der EU Staatsleute gibt, die der Schweiz nicht drohen oder sie wegen ihrer Eigenständigkeit verfluchen. Vielmehr will unser Fernsehen signalisieren: Wer die Schweiz unterstützt, wird aus dem Amt gefegt. Die «Rundschau» ist und bleibt bezüglich Masochismus, Sadismus und Voyeurismus die härteste Konkurrentin der Pornoindustrie.

Christoph Mörgeli

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Imark, Blocher, Schneider, Schmid, Widler, William, Johnson, Catherine, Merkel



Angst um Schottland: Prinz William.



Die Maske bleibt: Kanzlerin Merkel.

Viola Amherd, Geburtstagskind, bekam Anfang der zweiten Sessionswoche von Parlamentariern statt einer Torte ein paar knifflige Fragen serviert. So forderte SVP-Nationalrat **Christian Imark** in der Fragestunde des Nationalrates von der Verteidigungsministerin eine Erklärung zur sogenannten Skibeschaufung-affäre. Es geht darum, dass bei einem Armeeauftrag ein Solothurner Skifabrikant, obschon er tiefere Preise als Mitbewerber Stöckli offeriert hatte, den Zuschlag nicht bekam. Imark löcherte die Mitte-Bundesrätin mit Fragen über die intransparenten Ausschreibungskriterien des VBS. Einmal mehr hat Amherd also damit einen Beschaffungsauftrag elegant vergeigt. Dafür hat sie wirklich keinen Kuchen, sondern – wenn schon – eher einen Kaktus verdient. (hmo)

Christoph Blocher, Kämpfer, hat freie Sicht auf das Rütli, wenn er am 26. Juni in Morschach seine Rede hält. An diesem Tag wird es einen Monat her sein, dass die Landesregierung das Rahmenabkommen beerdigt hat. Die Rechtspartei will aus diesem Grund in allen Kantonen Freiheitsfeuer entfachen, die aber auch mahnen sollen. Mahnen, dass die Politik jederzeit wieder die Ideen aus dem Rahmenabkommen aufnehmen könnte. Blochers Rede ist zwischen 20 und 21 Uhr geplant. Selbst für den Achtzigjährigen, der zeitlebens gegen eine Anbindung der Eidgenossenschaft an die EU gekämpft hat und auf eine lange Karriere mit unzähligen Ansprachen zurückblickt, dürfte dieser Auftritt etwas Spezielles werden. (odm)

Meret Schneider, Erfinderin, bekundet in ihrer Kolumne für die *Sonntagszeitung* Mühe, dem Ratsbetrieb zu folgen. Die Jungnationalrätin der Zürcher Grünen schreibt, in der ersten Sessions-

woche sei «das Zolltarifgesetz beraten» worden. Dabei hatte das Nationalratsbüro dieses von der Traktandenliste gestrichen. Schneider sinniert sogar über das Ergebnis einer Abstimmung nach, die gar nicht stattgefunden hat. Die «Ablehnung» des Gesetzes sei «den Grünen, der SP und den Mitte-Fraktionen zu verdanken». Und die Zeitungsentee der Woche verdanken wir Meret Schneider und der *Sonntagszeitung*. (fsc)

Lorenz Schmid, Jugendhelfer, empörte sich im Zürcher Kantonsrat über die neuen Spitalräte des Universitätsspitals. Vor allem das hohe Alter der drei Gewählten (59, 59 und 66) entsetzte den Mitte-Politiker und Inhaber einer Stadtzürcher Apotheke: «Dieser Altherrenklub kann doch nicht Ihr Ernst sein!», donnerte er in Richtung Regierungsbank. Kandidat seiner Mitte-Partei für den Zürcher Stadtrat ist 2022 übrigens **Josef Widler**. Er steht dann im jugendlichen Alter von 68 Jahren. (mü)

William, Prinz, will das Vereinigte Königreich vor Fehlern der britischen Regierung retten. Weil man im Königshaus fürchtet, dass Premier **Boris Johnson** «Schottland verlieren» könnte, werden der Zweite in der Thronfolge und seine Frau **Catherine** künftig öfter nördlich der Grenze für die «Union der Kronen» Schottlands und Englands werben. (ky)

Angela Merkel, Hypochonderin, war auf dem G-7-Gipfel schon von weitem zu erkennen – nicht an der Kim-Jong-Un-Jacke, sondern am Mund-Nasen-Schutz. Während ihre überwiegend männlichen Kollegen auf Hygiene- und Abstandsregeln piffen, hielt sich die Kanzlerin strikt an die Corona-Vorschriften. Kein Wunder: In Berlin weiss man, dass sie panische Angst vor jeglicher Art von Virus hat. (ky)

Der Fisch stinkt vom Kopf

CO₂-Abstimmung vergeigt. Rahmenabkommen versenkt. Alternativloser Strom. Typisch Sommaruga.



Einst war die Schweiz in Sachen Klima- und Umweltschutz europaweit führend. Heute sind wir europäisch gesehen nurmehr eine Lachnummer.

Werfen wir einen Blick über die Grenze. Italien verbraucht pro Jahr 300 Milliarden Kilowattstunden Strom. Das Land hat mit dem Physiker Roberto Cingolani neu einen fähigen Energieminister.

Cingolani 1 — Italien produziert gegenwärtig aus erneuerbarer Energie nur gut 100 Milliarden Kilowattstunden Strom, einen Drittel seines Verbrauches. Im Gegensatz dazu deckt die Schweizer Wasserkraft zwei Drittel unseres Strombedarfs. Beste Ausgangslage für uns.

Cingolani 2 — Italien will bis 2030 – ja, innert neun Jahren – zusätzlich 100 Milliarden Kilowattstunden erneuerbaren Strom produzieren. Zusätzlich, wohlgemerkt. Cingolani kritisiert das bisherige Schneckentempo: Wenn es so weitergeht wie bisher, «brauchen wir hundert statt zehn Jahre».

Cingolani 3 — «Ich muss die grüne Stromerzeugung verzehnfachen, und zwar sofort, nicht irgendwann. Das geht nur, wenn vor der ökologischen eine bürokratische Wende gelingt.» In wenigen Wochen will Mario Draghi Mann ein entsprechendes Gesetz durch das Parlament pauken.

Wir brauchen einen Cingolani und keine Sommaruga. Linke und Grüne, die ihren Auftritt am Sonntag im Fernsehen verfolgten, durften sich fremdschämen. Keine Analyse, keine Perspektiven, keine Selbstkritik. Stattdessen

will Sommaruga wieder einmal mit allen zusammensitzen. Aussitzen statt durchsetzen.

Aber sie ist nicht allein. Die Combo der grünen und linken Parteipräsidenten hat in diesem Abstimmungskampf keine Rolle gespielt. Sie baden, wie dies einst Herbert Wehner umschrieb, gerne lau. Und sowohl SP wie Grüne verfügen im Bundeshaus über keinen ernstzunehmenden Energiepolitiker, keine ernstzu-

Dank der Klimajugend ging das CO₂-Gesetz bachab. Vielleicht ist das auch gut so.

nehmende Energiepolitikerin. So will Roger Nordmann fünfmal weniger schnell umbauen als die Italiener. Der Präsident von Swissolar will den Zubau im Interesse seiner Klientel strecken.

Dank der Klimajugend ging das CO₂-Gesetz bachab. Vielleicht ist das auch gut so, denn der sogenannte Klimafonds hätte uns eine neue, ineffiziente und hoch subventionierte Landwirtschaftspolitik beschert.

Das Grundproblem: Schon heute geben wir pro zusätzlich produzierte Kilowattstunde Winterstrom – und nur auf den kommt es an – mehr Geld aus als jedes andere Land Europas. Und wir mästen – wegen der Entscheide des ehemaligen Preisüberwachers Rudolf Strahm – unsere trägen Stromverteiler mit viel zu hohen Zinsen für ihre risikofreien Netze. Die sonst recht vife Finanzkontrolle müsste dieses Schlammassel endlich einmal durchleuchten.

Alle Freundinnen und Freunde des Fussballs wissen: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Und der nächste grobe EU-Ernstli steht mit einer langen Nadel bereits in unserer Haustür. Die EU wird voraussichtlich für Produkte aus Ländern, die in Sachen ökologischen Umbaus nicht vorwärtskommen, eine Importsteuer erheben. Intelligenter Protektionismus zugunsten der Umwelt und der heimischen Industrie zugleich.

Der neue Fraktionspräsident der Mitte, Philipp Matthias Bregy, ist der grösste Wendehals und *Pöstli*-Sammler südlich des Weisswurst-Äquators. Zuerst wollte er den Geschäftsmietern wegen der Corona-Krise auf Kosten der Vermieter einen Drittel ihrer Mieten erlassen. Nach seiner Wahl in den Vorstand des Hauseigentümerverbandes änderte er seine Meinung. Und jetzt wurde der energiepolitische Nichtschwimmer überbezahlter Verwaltungsrat der Schweizer Tochtergesellschaften der EnBW Energie Baden-Württemberg AG – jenes deutschen Stromriesen, der in Brandenburg ohne Subventionen (!) die grösste Freiflächen-Solaranlage Deutschlands gebaut hat.

Dünn statt doof: Der intelligentere Büropartner von Bregy, Beat Rieder, scheint bereits begriffen zu haben, wohin die Reise geht. Im *Walliser Boten* schrieb er letzte Woche: «Und damit auch der Fotovoltaikstrom seinen Anteil zur Versorgungssicherheit im Winterhalbjahr leisten kann, sind Grossanlagen im Gebirge nötig.» Na also. Schmierer und Salben hilft allenthalben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Leere Versprechen

Die Emissionsziele des Pariser Abkommens gelten als Heiligtum der Klimapolitik. Warum eigentlich?

Beat Gygi

Die Klimaziele sind heilig, unantastbar, kein Thema; ein Nein zum CO₂-Gesetz kann ihnen nichts anhaben, Klimapolitiker, Aktivisten sowie auch der Klima-Professor Reto Knutti sagen es mit voller Härte: Die Schweiz habe am vergangenen Sonntag nicht darüber abgestimmt, ob es den Klimawandel gebe oder nicht oder ob wir das Ziel netto null Emissionen erfüllen wollten oder nicht. Beides ist quasi in Stein gemesselt: Es gibt den Klimawandel und genauso das Netto-null-Gebot, wie es in den Uno-Klimazielen festgehalten ist.

Rasch fordern jetzt Umweltpolitiker, Interessengruppen und Organisationen, die Politik müsse unbedingt andere Wege finden, um die Klimaziele dennoch zu erreichen. Selbst der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse formuliert zur Klimapolitik ein «klares Bekenntnis»: Die Wirtschaft senke ihre CO₂-Emissionen bis 2050 auf netto null. Konzerne wie Roche und Swiss Re versprechen aus Firmensicht gleichfalls netto null bis 2050. In Politik und Wirtschaft wird ein «Race to zero» inszeniert, bei dem Imageberater viel verdienen. Der Bundesrat hat 2019 eigenmächtig entschieden, für die Schweiz im Rahmen des Pariser Klimaabkommens ebenfalls netto null bis 2050 zu versprechen.

Hundert Milliarden Dollar

Was ist dieses berühmte Pariser Abkommen? Für Umweltbewegungen und Klimajugend ist es ein Joker, ein Trumpf, den man ohne Nachdenken ausspielen kann – «Paris» schlägt alles. Das 2015 beschlossene Abkommen hat erstens zum Ziel, die Erderwärmung langfristig auf unter zwei Grad zu halten. Zweitens verpflichtet es die Mitgliedsstaaten, alle fünf Jahre eigene Ziele zur Reduktion der Treibhausgasemissionen zu nennen und erläutern. Die Zielerreichung selber ist jedoch nicht verbindlich und erzwingbar. Die Schweiz versprach in diesem Rahmen, bis 2030 die Emissionen gegenüber 1990 um mindestens 50 Prozent zu reduzieren und, wie gesagt, fügte 2019 das Versprechen an, bis 2050 den Ausstoss auf netto null zu drücken.

Drittens sollen die ärmeren Länder durch Umverteilung aus den Industrieländern beim Be-



Magisches Paris: Sommaruga.

wältigen der Klimaveränderung Unterstützung erhalten. Ab 2020 sollen in diesem Nord-Süd-Deal um die hundert Milliarden Dollar jährlich fliessen. Der Bundesrat hat den «fairen» Schweizer Anteil einmal auf 450 bis 600 Millionen Dollar geschätzt.

Jetzt fiebert die diplomatische Welt der nächsten Klimakonferenz in Glasgow im November entgegen, der COP26, die man 2020 wegen Corona um ein Jahr hatte verschieben müssen. Bundesrätin Simonetta Sommaruga legte kürz-

Es ist der Dreh- und Angelpunkt der Klimapolitiker, das Heiligtum der Umweltbewegungen.

lich, vor ihrer CO₂-Abstimmungsniederlage, dem Publikum dar, wie sie sich auf den Gipfel vorbereite und was ihre Anliegen seien. In den elektronischen Klimagipfel des amerikanischen Präsidenten Joe Biden habe sie sich zum Beispiel «eingebracht», sie habe das neue US-Klimaziel mit der Rückkehr zum Pariser Abkommen begrüsst. Des Weiteren habe sie am 12. Petersberger Klimadialog in Deutschland teilgenommen und

zusammen mit Amtskollegen und -kolleginnen Regeln zur Umsetzung zentraler Punkte des Pariser Klimaübereinkommens besprochen. Dieses soll in Glasgow einen grossen Schritt weitergebracht werden.

Eigentlich hat es das Pariser Abkommen schon viel zu weit gebracht. Es ist Dreh- und Angelpunkt der Klimapolitiker auf der ganzen Welt, das Heiligtum der Umweltbewegungen, der Joker der Klimajugend. Dabei ist es eine hohle Konstruktion, auf Schein, Show, ja Täuschung ausgerichtet. Dass die Uno-Mitglieder 2015 so etwas erstellt und unterschrieben haben, hängt damit zusammen, dass frühere Versuche zu einem weltweit koordinierten Umgang mit dem Klimawandel gescheitert waren. Das Ganze hatte begonnen, als man am ersten Erdgipfel 1992 in Rio de Janeiro die Uno-Klimakonvention entwarf und 1994 in Kraft setzte. Neben der Emissionenreduktion ging es vor allem auch um einen Riesendeal zwischen den Industrieländern und den Entwicklungsländern, die für ökologisches Wohlverhalten möglichst gut bezahlt werden wollten.

Seit 1995 treffen sich die gut 190 Staaten der Klimakonvention praktisch jährlich, im November an der COP26 eben zum 26. Mal. 1997 beschlossen sie das Kioto-Protokoll, das 2005 in Kraft trat und die Industrieländer zur Reduktion von Treibhausgasen in der Periode 2008 bis 2012 verpflichtete. Das Abkommen deckte aber nur einen Viertel der weltweiten Emissionen ab, die Entwicklungs- und Schwellenländer blieben frei, entsprechend gering war die Wirkung. Dann wurde Kioto um eine zweite Phase (Doha Amendment, 2013–2020) ergänzt, die Wirkung war aber noch geringer, da nur 14 Prozent der weltweiten Emissionen erfasst wurden – darunter natürlich die der Schweiz.

Trittbrettfahrer prägen das Spiel

Dann gab man es auf, irgendwie einen weltweiten Rahmen zu zimmern, der die Länder koordiniert zum Senken ihrer Emissionen bringen sollte. Man schaltete um auf die antiautoritäre Methode. Nicht mehr eine Führung von oben, nein, jeder von unten her nach seinem Gusto.

Resultat: das Pariser Abkommen von 2015, das den Treibhausgasausstoss ab 2020 weltweit regeln soll – das magische «Paris».

Magisch ist daran, dass jedes Land schöne Ziele nennen kann, sich dann aber nicht daran halten muss, weil Nichterfüllen straflos bleibt. Zudem versprechen Politiker von heute die Ziele von morgen. Am Schluss ist niemand verantwortlich für die Resultate. Nachdem nun die USA und China bei «Paris» mit von der Partie sind, werden fast 97 Prozent der weltweiten Emissionen erfasst. Unverbindlich. Jedes Land, das sich an die von ihm versprochenen Ziele hält und unter Mühsal und Verzicht Energieverbrauch und Wohlstand drückt, muss damit rechnen, dass die anderen es nicht so tun.

Wer sich anstrengt und zur CO₂-Reduktion beiträgt, ist leicht der Dumme. Die anderen füllen gerne die Lücke im Energieverbrauch und freuen sich über die Schwächung der Konkurrenz: Trittbrettfahrer prägen das Spiel sowie Bluffer. Diplomaten ist es willkommen, wenn ihr Tun für alle schmerzlos ist. Und die Klimabewegungen sind zufrieden, wenn sie einfach den Netto-null-Trumpf ausspielen können, ohne argumentieren zu müssen. Wer sich an «Paris» hält, weicht der harten Auseinandersetzung mit Klimaproblemen aus.

Ökonomen, die sich für eine wirksame Klimapolitik einsetzen, halten den Pariser Vertrag für wertlos. Trittbrettfahrer machten «Paris» unbrauchbar, sagte William Nordhaus, Ökonomie-Nobelpreisträger und Klimaexperte. Nordhaus und zahlreiche andere Ökonomen, darunter der Deutsche Hans-Werner Sinn, sehen ein möglichst globales Emissionssystem oder aber eine weltweit einheitliche CO₂-Abgabe als notwendig an. Der optimale, verursachergerechte Preis könnte demnach bei fünfzig Dollar oder etwas darüber pro Tonne CO₂ liegen.

Die Schweiz bezahlt, so gesehen, mit ihren CO₂-Abgaben bereits heute ihren verursachergerechten Teil. Um Trittbrettfahren zu verhindern, müssten sich aber genügend Länder daran halten. Ein ausreichend grosser Klimaklub der Willigen müsste sich zusammenschließen. Wäre es den Grossen, USA und China, ernst mit der Treibhausgasreduktion, würden sie sich nicht mit der PR-Show «Pariser Abkommen» begnügen.



Auf zum Austritt!

Die Schweiz muss sich aus dem Pariser Klimaklub zurückziehen. Ist der Bundesrat nicht willig, kann ihm eine Initiative Beine machen.

Urs Paul Engeler

Das Schweizer Volk hat faktisch den Austritt der Schweiz aus dem Pariser Klimaabkommen beschlossen, das der Bundesrat eigenmächtig unterzeichnet hat. Wenn im Vorfeld der Abstimmung zum CO₂-Gesetz den Leuten wochenlang und mit aller Kraft in die Köpfe gehämmert wurde, nur mit einem Ja liessen die Ziele dieser Vereinbarung sich überhaupt erreichen, so folgt logisch aus dem deutlichen Nein von 52 Prozent, dass die höchste Instanz der Schweiz, die freie Bürgerschaft, im vollen Bewusstsein der Konsequenzen die Pariser Vorschriften nicht einhalten will, diese für überflüssig oder gar schädlich hält. Eine andere Interpretation des Urnengangs ist eine behördliche und politische Notlüge.

Verbreitet wird sie von der indignierten Besserwisserin und Umweltministerin Simonetta Sommaruga (SP), die am Tage ihres Fiaskos verkündete, die Schweiz werde «sicher nicht» aus diesem Klimaabkommen austreten. Und jenseits der aktuellen politischen Realität verstieg sie sich zur Behauptung, die Bevölkerung verlange vom Bundesrat Antworten auf die Klimakrise.

Nun, es war keine Volksbewegung, die im April 2016 die damalige Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) nach New York in das Uno-Hauptquartier trieb, um den ominösen multinationalen Pakt («COP 21» genannt) zu unterschreiben. Es waren die Macht der Verwaltung in Bern und der Ehrgeiz der gefallsüchtigen Ministerin, die das Land an internationale Konventionen ketten wollten, die vom Souverän gar nie verlangt und beschlossen wurden. Nach dem 13. Juni 2021 ist klar, dass die Klimahysterie künstlich von oben inszeniert wurde und bei der Bevölkerung mehr Widerstand als Resonanz findet.

Damit ist die Frage nach den Konsequenzen des Volksverdikts beantwortet. Der Bundesrat, der ohne Mandat der Bürger die COP-21-Verpflichtungen eingegangen ist und diese nun nicht einhalten kann, muss sich aus dem Pariser Klimaklub zurückziehen. Das ist der guten Frau Sommaruga womöglich etwas peinlich, aber sie wird schliesslich anständig bezahlt, um den demokratisch legitimierten Willen der Bevölkerung umzusetzen. Sollten sie und der Bundesrat sich

indes weigern, könnten sie allenfalls mit einer Initiative zur Ehrlichkeit verpflichtet werden.

Mit dem Nein zu neuen Klimasteuern hat das Schweizer Volk eine perverse und undemokratische Mechanik zerstört, die schleichend die Verhältnisse im Land bestimmt: Repräsentanten irgendwelcher Staaten verklumpen sich, ohne ihre Bürger zu fragen oder sonst ein Mandat vorzuweisen, zu internationalen Geflechten, orten und bündeln ihre Interessen und einigen sich dann auf Mittel und Methoden, um diese weltweit durchzusetzen. Und Bundesverwaltung und Bundesrat, obwohl von diesen Machtspielen ausgeschlossen, warten bittend vor der Türe, um nach erfolgtem Entscheid doch noch eingelassen zu werden und die Befehle an sich selbst unterzeichnen zu dürfen. Das unwürdige Verhalten wird intern als «internationale Reputation» bemäntelt.

Eben haben sieben Pleitestaaten (von den USA über Italien bis Japan) beschlossen, weltweit gültige Steuersätze für Firmen durchzudrücken. Verbunden mit wirtschaftlichen Gewaltandrohungen, bringt die rein informelle neue Weltfiskalregierung der G-7 diese Pläne in die OECD in Paris ein, deren Mitglied die Schweiz ist, ausgestattet mit einem Vetorecht. Bei keinem einzigen OECD-Beschluss, der schädlich war für das Land und die Wirtschaft, hat die Abordnung des Bundes je von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Bern fügt sich, um sich im Globalkreis bedeutend zu fühlen und sich auf die Schultern klopfen zu lassen. Das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) und Finanzminister Ueli Maurer (SVP) haben bereits ihre Zustimmung zu dieser dreisten Einmischung in die Kernkompetenzen eines souveränen Staates (*Weltwoche* Nr. 23/21) signalisiert.

Nach dem Urnengang vom letzten Wochenende wissen die Bürger aber: Der übereifrige Vollzug des G-7-Diktats muss gesetzlich geregelt werden. Gegen Gesetze kann das Referendum ergriffen werden. Und Referenden können Erfolg haben, selbst wenn die gesamte sogenannte Elite auf den internationalen Anschluss schwört. Das Nein zum CO₂-Gesetz hat nicht nur die Klimapolitik gestoppt, sondern kann Modell dafür sein, den Automatismus der Fremdbestimmung zu brechen.



Eindrucksvolles Comeback: Chiesa, Imark, Roesti, Matter (v. l.).

Grand Slam der SVP

Noch vor kurzem stand die Partei mit dem Rücken zur Wand. Jetzt ist sie so erfolgreich wie selten zuvor. Was ist passiert?

Marcel Odermatt

Die SVP kann Referenden ergreifen und gewinnen – wie bei der Abstimmung zum CO₂-Gesetz. Sie bekämpft Volksbegehren erfolgreich – passiert bei den beiden ihr besonders wichtigen Agrarinitiativen. Die Partei bringt eigene Vorschläge gegen den Willen der anderen durch – so geschehen beim Verhüllungsverbot. Und sie setzt sich bei ihrem zentralen politischen Anliegen, dem Distanzwahren zur EU, im Bundesrat durch – Stichwort Rahmenabkommen.

Das alles gelang ihr in den letzten Wochen und Monaten – ein Grand Slam, wie man im Tennis sagen würde. Selten in ihrer Geschichte operierte die SVP erfolgreicher. Dabei waren sich Beobachter, Gegner und Anhänger noch vor kurzem einig: Die Partei steckt in der Krise, bringt keinen Fuss vor den anderen.

Rösti zog im Hintergrund die Fäden

Sinnbildlich für das Tief stand der 27. September 2020: Der Souverän versenkte damals die Begrenzungsinitiative mit 62 zu 38 Prozent der Stimmen. Nur wenige Wochen zuvor hatte Christoph Blocher rückwirkend 2,7 Millionen Franken Bundesratsrente verlangt. Sogar treue Anhänger waren erzürnt.

Wie ist das Comeback zu erklären? Eine wichtige Rolle kommt Marco Chiesa zu. Seit Ende August amtiert der ruhige, joviale und charmante Tessiner an der Spitze der SVP. Zusammen mit seinem Generalsekretär Peter Keller bildet der Ständerat eine starke Führung.

Der Nidwaldner Keller, der selber im Nationalrat sitzt und öfters in der Südschweiz weilt, und der ehemalige Alterszentrum-Direktor Chiesa harmonieren und ergänzen sich bestens. Sie vertrauen sich blind. Vorbei die Zeiten, als im Generalsekretariat Chaos herrschte und die damalige stellvertretende Generalsekretärin Silvia Bär die Leute mit ihrer mitunter ruppigen Art immer wieder brüskierte.

Während Parteipräsidenten wie Politiker überhaupt die Neigung haben, sich bei jeder bietenden Gelegenheit selber ins Rampenlicht zu stellen, wählt Chiesa eine andere Strategie. Er lässt seine Leute an der langen Leine, manche Parteikollegen finden: an einer sehr langen.

Bestes Beispiel war das CO₂-Gesetz. Der Parteichef hielt sich sichtlich zurück. Er überliess den Abstimmungskampf den Spezialisten in der SVP, die sich schon viele Jahre mit dem Thema Klimapolitik beschäftigten. Der als Swisssoil-Präsident leicht angreifbare Energieexperte

Albert Rösti zog im Hintergrund die Fäden. Als Gesicht der SVP gegen aussen trat Christian Imark auf. Der junge Solothurner Nationalrat lief dabei zur Hochform auf.

Verlässliche Bundesräte

Überhaupt zeigt sich in jüngster Zeit, dass die Partei personell besser aufgestellt ist, als es lange den Anschein machte. Die SVP verfügt in allen wichtigen Dossiers über Exponenten, die jederzeit fit genug sind, die Positionen sichtbar zu machen. Das zeigte sich jüngst wieder in der Medienpolitik. Plötzlich stand der Zürcher Nationalrat Thomas Matter bereit, um die Unzufriedenheit seiner Partei mit der Berichterstattung der SRG kundzutun und Druck auf den Sender aufzubauen.

Dazu kommt, dass die SVP und ihre Leitung auf zwei verlässliche Bundesräte zählen können. Ueli Maurer spielte als Säckelmeister bei der Bewältigung der Covid-Pandemie eine zentrale Rolle und gehört heute zu den respektierten Politikern im Bundeshaus überhaupt. Guy Parmelin half als Landwirtschaftsminister an vorderster Front und mit grosser Überzeugung mit, die beiden Agrarinitiativen zu bodigen – was ihm in bäuerlichen Kreisen viel Kredit ein-



bringen dürfte. Diese Woche steht er als Bundespräsident beim Treffen der beiden Präsidenten aus den USA und Russland in Genf mitten in der Weltpolitik.

Segert stach Rutz aus

Marco Chiesa legte auf jeden Fall als Parteipräsident einen Traumstart hin. Trotzdem bleibt er für gewisse Blätter ein «politischer Nonvaleur», wie Tamedia-Chefredaktor Arthur Rutishauser ausgerechnet am Abstimmungssonntag schrieb. Die gleiche «Niete» hatte im Tessin im Herbst 2019 der CVP den Ständeratsitz des populären Filippo Lombardi abgejagt.

Beim grossen Zürcher Verlag spielt vielleicht immer noch ein bisschen verletzter Stolz bei der Berichterstattung eine Rolle. Die Zeitungen aus diesem Haus publizierten am 17. Juli 2020 eine Story mit dem Titel «Das sind die Optionen der SVP». Aufgezählt wurden elf Kandidaten, die Rösti angeblich beerben sollten. Nur den Namen

Was die Politologen ignorieren, ist die Kluft zwischen den Werktätigen und den Staatsangestellten.

von Chiesa, der wenige Tage darauf von der SVP auf den Schild gehoben wurde, suchte man vergebens. Seit diesem Flop versucht die Redaktion, den Tessiner bei jeder Gelegenheit kleinzureden. Marco Chiesa kann es egal sein. Wie im Fussball oder im Tennis zählen in der Politik nur die Resultate.

Doch nicht nur die Aushängeschilder der SVP trumpfen auf. Auch im Hintergrund läuft die Maschine auf Hochtouren. Bei der gesamten Kampagne gegen das CO₂-Gesetz setzen die Gegner auf den bewährten Werber Alexander Segert. Er landete mit seinem Werbefeldzug, der voll auf die Mehrkosten der Vorlage für Auto-

mobilitäten, Hauseigentümer, Mieter und Flugreisende setzte, einen Volltreffer.

Mit seinen Vorschlägen hatte er sich gegen die Agentur von SVP-Nationalrat Gregor Rutz behauptet. Die Befürworter drehten sich in den letzten Tagen vor dem Urnengang im Kreis. Sie wiederholten die immergleichen Argumente. Segert dagegen gelang es, mit abtrünnigen FDP-Exponenten wie dem Zürcher Stadtrat Filippo Leutenegger oder dem Schwyzer Regierungsrat Kaspar Michel nochmals eine neue, entscheidende Stufe zu zünden.

Auf die alten Schlachtrösser ist ebenfalls Verlass, wenn nötig. Autoimporteur Walter Frey etwa sorgte dafür, dass seine Branche die Vorlage wirksam bekämpfte. Ex-SVP-Nationalrat Hans Egloff weibelte erfolgreich für ein Nein des Hauseigentümer-Verbandes. Beide Aktionen zeigten ihre Wirkung und ermöglichten, mit den Argumenten für ein Nein überhaupt in die FDP-Kreise vorzudringen, was sich als matchentscheidend für den Sieg herausstellte.

Anwältin der kleinen Leute

Die SVP hat sich auf eindrucksvoll in jüngster Zeit zurückgemeldet. Trotzdem sollte die Partei nicht übermütig werden. Das ging in der Vergangenheit schon zwei Mal schief. Auf den Triumph bei der Ausschaffungs- folgte die Niederlage bei der Durchsetzungsinitiative. Auf die Zustimmung beim Begehren zur Zuwanderung der Flop bei der Begrenzungsinitiative. Dass das wieder passiert, scheint allerdings eher unwahrscheinlich. Dafür sorgt die Parteiführung von Chiesa, die ruhig und umsichtig agiert. «Wir müssen jetzt schön auf dem Boden bleiben und weiterarbeiten», sagt der Parteipräsident bestens gelaunt diese Woche in der Wandelhalle des Bundeshauses.

Interessant: Viel war dieser Tage vom Stadt-Land-Graben zu lesen. Was die Politologen und Beobachter aber weitgehend ignorieren, ist die Kluft zwischen der werktätigen Bevölkerung mit kleineren Einkommen und den Bessergestellten, die heute viele beim Staat arbeiten. Umfragen zeigen, dass die *Büezer* den Argumenten der selbsternannten politischen Elite nicht folgten.

Der SVP ist es in dieser Abstimmung gelungen, sich als Anwältin der sogenannten kleinen Leute zu präsentieren. Viele haben das Gefühl, der Staat schröpfe sie schon genug. Sie wollen nicht noch weiter belastet werden, wenn sie sich bei Gelegenheit eine Flugreise leisten.

Das müsste die Linke eigentlich alarmieren. Dass sie dazu schweigt, sagt viel über die politischen Verhältnisse in der Schweiz aus. Die Leute mit wenig Einkommen haben sich wohl endgültig von der SP abgewendet.

Die nächsten Monate werden zeigen, ob die SVP den Schwung nützen kann. Die Ausgangslage präsentiert sich gut. Vielleicht liegt sogar ein weiterer Grand Slam drin.

Thierry Burkart kann es

Noch bevor Petra Gössli ihren Rücktritt erklärt hatte, entflamte die Diskussion um ihre Nachfolgerin oder ihren Nachfolger. Als erster Name eines Wunschkandidaten wurde bereits in der *NZZ am Sonntag* jener von Andri Silberschmidt lanciert. Dann: der Luzerner Ständerat Damian Müller, sein Ausserrhoder Ratskollege Andrea Caroni, der Walliser Shootingstar Philippe Nantermod und der Berner Christian Wasserfallen.

Interessanterweise wurden fast nur Männer ins Spiel gebracht – abgesehen von der St. Galler Nationalrätin Susanne Vincenz-



Bürgerliche Neuorientierung: Burkart.

Stauffacher. Diese ruft aber als Präsidentin der FDP Frauen beim Thema Gleichstellung lauter nach dem Staat als manche Linke – ein gutes Rezept, um die Stammwählerinnen und Stammwähler ebenso zu verschrecken wie Petra Gössis Öko-Kurs.

Oft genannt wird auch Thierry Burkart. Für eine bürgerliche Neuorientierung der FDP wäre er der Richtige. Er scherte beim CO₂-Gesetz wie beim Rahmenabkommen aus, als diese noch heilige Kühe des Partei-Establishments waren. Damit hat der Aargauer Ständerat bewiesen, dass er die freisinnige Familie als einer von ganz wenigen Bundesparlamentariern kennt und versteht. 63 Prozent der Stammklientel stimmten mit Nein zum CO₂-Gesetz. Will die FDP die Erosion ihrer Wählerbasis in Richtung SVP stoppen, dann ist Burkart ihre beste Option.

Möchte die FDP indes an dem unter Gössli eingeschlagenen Weg festhalten und mit Mitte-Partei und Grünliberalen wetteifern, dann böte sich Jacqueline de Quattro an. Die Waadtländer Polizeidirektorin hat schon klargestellt, dass mit ihr ein deutlicher Richtungswechsel nicht zu machen wäre.

Florian Schwab

Gesicht des Unfreisinns

Der Luzerner FDP-Ständerat Damian Müller glaubte im Verbund mit den Linken an einen leichten Sieg beim CO₂-Gesetz. Eine Niederlage war nicht vorgesehen.

Christoph Mörgeli

Sie boten ein Bild des Jammers: Im Restaurant «Grosse Schanze» in Bern trafen sich die vereinigten Konstrukteure des abgestürzten CO₂-Gesetzes. Monika Rühl, Direktorin von Economiesuisse, gab sich so diskret wie die vielen Millionen Franken, die der Wirtschaftsdachverband für die Vorlage in den Sand gesetzt hat. Der Grünen-Präsident Balthasar Glättli spulte seine Interviews auffallend lustlos ab, stürzte doch an diesem Abstimmungs-sonntag sein raffiniertes Fuchsbau eines umverteilenden Klimafonds zusammen. Am depressivsten schlich indessen SP-Fraktionschef Roger Nordmann herum, der einen Grossteil seiner politischen und beruflichen Existenz an dieses CO₂-Gesetz gehängt hat. Zum tristen Häufchen der vermeintlichen Mehrheit gesellten sich auch zwei Freisinnige: Matthias Jauslin, der sich von einem Ja fette Gewinne für seine Firma für Elektroanlagen versprochen hatte. Und Damian Müller, einer der wichtigsten parlamentarischen Verursacher des nunmehrigen Scherbenhaufens.

«Zusammenarbeit mit CVP bis SP»

Dem Luzerner Ständerat ist zugutezuhalten, dass er sich nach der verlorenen Schlacht nicht wegduckte, sondern die Niederlage zu erklären versuchte. Dabei überraschte er mit der Aussage, es sei beim CO₂-Gesetz nicht um Energiepolitik, sondern um Klimapolitik gegangen. Eine Behauptung, die angesichts der geplanten Treibstoffabgaben, der Autoverteuerung, des Verbots von Kernenergie und schrittweise auch von Erdöl erstaunt. Müllers Ansage lautet: Zuerst etwas Zeitgeist, abgerechnet wird später. Damian Müller verkörpert wie kaum jemand sonst in der FDP den grün-linken Zeitgeist. Er gehörte mit seinem Zürcher Parteikollegen Ruedi Noser zu den Hauptverursachern der spektakulären CO₂-Linkswende und meinte im Februar 2019: «Ich sehe eine Zusammenarbeit mit CVP bis SP.»

Damian Müller hätte sich seine Hinwendung zum linken Lager wohl zweimal überlegt, wenn der brutale Absturz des CO₂-Gesetzes voraussehen gewesen wäre. Doch er wähnte es in trockenen Tüchern, verspürte eine warme Woge der Mehrheit und hoffte auf einen leichten Sieg.



Liberaler Grundsätze? Politiker Müller.

Der karrierebewusste Politiker wäre nicht sich selbst, hätte er sich von seiner progressiven Haltung nicht auch Rückenwind von links für die finale Karrierestufe eines Bundesrats erhofft. Doch nun hat die Volksgunst dem jederzeit wie ein Dressman gekleideten, tadellos frisierten und akkurat gebräunten Müller die Gefolgschaft versagt. Und dies selbst im eigenen Kanton Luzern, wo ihm seit seinem erfolgreichen Ständeratswahlkampf als Dreissigjähriger der Ruf eines politischen Wunderkindes vorausleuchtet.

Umtrieb in eigener Sache

Ein typischer Ständerat war Damian Müller jedenfalls nicht, als er 2015 in die kleine Kammer einzog. Dort herrschten in Ehren ergraute Herren, meist juristisch gebildet und oft ehemalige Regierungsräte. Der junge Luzerner schloss von Anfang an Koalitionen mit der in den letzten Jahren massiv verstärkten Ratsseite links der Mitte. Ebenfalls untypisch für einen Ständerat war die mediale Aufmerksamkeit, die Müller auf sich zu ziehen wusste. Dies rief im Bundeshaus auch Neider auf den Plan, die ihn einen Schaumschläger nennen oder seinen bescheidenen Bildungsrucksack bemäkeln. Müller hat sich nach einer kaufmännischen Ausbildung im Verkauf und in der PR-Branche weitergebildet. Am

ehelichen dem klassischen Ständeratsprofil entspricht sein Sammeln bezahlter Ämtchen und Pöstchen. Wie andere linksfreisinnige Politiker schaffte er es bis zu einem Teilzeitjob im Einflussbereich des wirtschaftlichen Strippenziehers Walter Kielholz. Was genau Damian Müller bei der Firma Swiss Re arbeitet, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis.

Nicht weniger als neun weitere bezahlte Mandate hat sich Müller geangelt, etwa als Verwaltungsrat von regionalen KMU und Institutionen des Gesundheitswesens. Besonders leicht verdientes Geld gibt's im politischen Beirat von Comparis, nämlich 8000 Franken für vier Sitzungen jeweils zum Sessionsbeginn. Oder in der Groupe de réflexion der Groupe Mutuel, die laut einer Parlamentarierin 10000 Franken für vier Sitzungen bezahlt. Ein Vielfaches davon bezieht Müller als Präsident der Vereinigung Schweizerischer Futtermittelfabrikanten. Neu kandidiert er auch fürs Präsidium des Schweizerischen Verbands für Pferdesport. Ein ehemaliger internationaler Spitzenreiter erhebt gegenüber der *Weltwoche* den Vorwurf, Müller gehe es nur um die Beschleunigung seiner Karriere; er habe für den Pferdesport nichts Substantielles geleistet.

Kurz vor der CO₂-Abstimmung liess sich der Hitzkircher in selbstsicherer Pose feiern als einer, der «grün denkt, aber liberal handelt». Weiter schwärmte die *Schweizer Illustrierte*: «Das neue CO₂-Gesetz hat er massgeblich mitgeprägt.» Müller enthüllte gleich auch seine «langjährige Liebe», nämlich die Warmblut-Stute Qualita. Innert weniger Tage ist Müller an zwei wichtigen Hürden gescheitert, die der linksfreisinnige Sportsmann locker zu meistern hoffte: dem EU-Rahmenvertrag und dem CO₂-Gesetz. Beides ist jetzt zum Symbol einer tiefzerrissenen FDP geworden. Für die Nachfolge im Parteipräsidium fällt Müllers Name nur selten. Denn er steht rettungslos im Lager der Verlierer. Sein Totaleinsatz für das CO₂-Umerziehungsgesetz liess sich mit liberalen Grundsätzen nicht vereinbaren. Damian Müller lieb diesem in sicherer Erwartung eines Sieges sein Gesicht. Obwohl noch jugendlich, hat es sich nun als Gesicht des Unfreisinns verbraucht.



«OHNE DIGITALISIERUNG GINGE BEI UNS NICHTS MEHR»

SIGG ist die globale Nummer eins im Bereich der Aluminium-Trinkflaschen. Der Durst des Schweizer Unternehmens ist damit jedoch noch lange nicht gestillt. CEO Heiner Herz erklärt, welche Rolle die Digitalisierung bei den Expansionsplänen spielt und warum SIGG seit drei Jahren auf die Leistungen von Sunrise UPC vertraut.

Die SIGG Switzerland Bottles AG ist weltweiter Marktführer für Aluminium-Trinkflaschen. Während das Unternehmen die Position als Nummer eins in den kommenden Jahren weiter ausbauen will, weist Geschäftsführer Heiner Herz der Digitalisierung eine entscheidende Rolle bei diesem Plan zu. «Ohne Digitalisierung ginge bei uns nichts mehr», sagt er. Streaming, Sharing, Video Conferencing – für ein erfolgreiches Unternehmen wie SIGG darf der digitale Arbeitsplatz unter keinen Umständen zum Flaschenhals werden. Ausschlaggebend, um dies zu verhindern, ist eine leistungsfähige Konnektivität. «Qualität und Verlässlichkeit des Netzes sind für uns massgebliche Faktoren», sagt Herz.

ZUSAMMEN MEHR BUSINESS POWER

«Es freut uns, dass SIGG nicht nur bei der Herstellung seiner Trinkflaschen, sondern auch bei der Telekommunikation auf höchste Qualität setzt», sagt Robert Wigger, Chief Business Officer von Sunrise UPC. Mit dem Zusammenschluss von Sunrise und UPC bietet die Telekomanbieterin ihren Kunden jetzt noch mehr

Business Power. Das verlässliche Glasfaser- und das schnellste 5G-Netz der Schweiz ermöglichen moderne Arbeitsplatzlösungen für das Büro, unterwegs und zuhause.

Seit drei Jahren vertraut SIGG auf die Leistungen von Sunrise UPC. Vor der Migration auf das neue Mobilfunknetz sei man nervös gewesen, sagt Herz. «Wir sind sehr international unterwegs, haben Kunden auf allen Kontinenten. Eine Netzwerk-Unterbrechung von zwei Stunden wäre für uns eine Katastrophe gewesen.» Die Sorge war unbegründet, die Migration ging reibungslos über die Bühne: «Der Wechsel zu Sunrise UPC hat perfekt funktioniert», sagt Herz.

PERSÖNLICHE BETREUUNG SORGT FÜR WOW-ERLEBNIS

«Wir haben immer wieder Kunden, die uns sagen, wenn sie vor dem Wechsel gewusst hätten, dass das so glatt ablaufen würde, hätten sie schon viel früher zu uns gewechselt», sagt Robert Wigger. Verantwortlich für dieses «Wow-Erlebnis», wie er es nennt, sei die Projektleitung von Sunrise UPC, die den

Kunden vor, während und nach der Migration persönlich betreue. Dario Colacicco ist Director Professional Services bei Sunrise UPC und begleitete die Migration von SIGG. Er ergänzt: «Jedes Unternehmen ist einzigartig, hat andere Ziele.» Zuallererst gehe es deshalb stets darum herauszufinden, was genau die individuellen Bedürfnisse seien. «Wir wollen verstehen, was der Kunde tatsächlich will und braucht», sagt er. Bei SIGG lag der Fokus auf dem mobilen Arbeitsplatz. «Die Umstellung von der alten Telefonanlage auf Microsoft Teams war ein Quantensprung für uns», sagt Heiner Herz. Die Plattform habe zu erheblichen Kosteneinsparungen geführt und Sorge dafür, dass die Mitarbeitenden von überall aus miteinander kommunizieren sowie auf alle Dokumente zugreifen könnten. Wigger ergänzt, viele junge Talente würden einen mobilen Arbeitsplatz heutzutage erwarten. «Wer als Unternehmer die besten Leute gewinnen will, muss ihnen ein Arbeitsumfeld bieten, das dem Zeitgeist entspricht.»

Ein Kriterium für den Wechsel zu Sunrise UPC ist für viele Firmen auch die Stärke im Bereich der digitalen Innovation. «Wir schaffen die Voraussetzungen dafür, dass Unternehmen technologische Weiterentwicklungen vorantreiben können», sagt Wigger. SIGG investiert in die laufende Produktentwicklung ebenso wie in innovative Fertigungstechnologien. Mit Sunrise UPC hat der Flaschenproduzent einen Partner gefunden, der ihn in diesem Bereich mit umfangreichen Services und individuellen Angeboten bestmöglich in die Zukunft begleitet.



Robert Wigger, Chief Business Officer Sunrise UPC

Migrationsminister Zero

Sein Vater war Flüchtling aus Äthiopien. Als dänischer Minister für Einwanderung und Integration kämpft der Ex-Kommunist Mattias Tesfaye dafür, dass das Land keine Asylbewerber mehr aufnimmt.

Troels Heeger

Wer geglaubt hatte, Mattias Tesfaye würde aufgrund seiner afrikanischen Wurzeln eine liberale Einwanderungspolitik verfolgen, hatte sich geirrt. Dem sozialdemokratischen Minister für Einwanderung und Integration wird vorgeworfen, Rassist zu sein, seine Herkunft zu verleugnen und seine Ideale zugunsten von Macht und Einfluss verraten zu haben.

Wie kein anderer dänischer Politiker verkörpert Tesfaye die Transformation Dänemarks, das – verglichen mit anderen westeuropäischen Ländern – eine besonders restriktive Einwanderungs- und Asylpolitik praktiziert. Tesfaye will die Abschiebung straffällig gewordener Asylbewerber erleichtern, er will Aufnahmezentren ausserhalb der EU einrichten, in denen die Asylanträge bearbeitet werden sollen. Und er will den Extremismus und Fundamentalismus unter Einwanderern bekämpfen.

Linke verhöhn den Sohn eines äthiopischen Flüchtlings und einer Dänin regelmässig als Populisten und als «Onkel Tom», der seine linken Ideale zugunsten von Macht und Karriere verraten habe. Dem hält er entgegen, dass seine politischen Ambitionen nichts mit rechtspopulistischen Strategien zu tun haben. Ihm gehe es nicht darum, rechte Wähler anzusprechen.

«Einwanderungspolitik ist für mich keine akademische Veranstaltung. Einwanderung gehört zu meinem Leben, wie für viele Dänen. Ich wohne mit meinen Kindern in einem Quartier mit vielen Einwanderern. Ich muss mir nicht Meinungsfragen ansehen, um zu wissen, was ich denken soll», sagte Tesfaye der Zeitung *Information* ein Jahr vor seiner Ernennung zum Minister.

Wie aber konnte ein ehemaliger Linksradikaler mit afrikanischen Wurzeln sich als jemand etablieren, der die im Ausland kritisierte dänische Einwanderungspolitik massgeblich prägt? Der kürzlich sogar das Ziel null Prozent, «gar keine Asylbewerber mehr» aufzunehmen, formulierte.

Die Antwort ist vielleicht in Århus zu suchen, der zweitgrössten Stadt Dänemarks. Mattias Tesfaye, der dort 1981 geboren wurde, interessierte sich schon früh für Klassenkampf, revolutionäre Politik und Gewerkschaftsarbeit und

schloss sich als Maurerlehrling zunächst der Kommunistischen Partei Dänemarks (DKP/ML) an. Als ihm klar wurde, dass der Leninismus nur sehr wenige Dänen anspricht, trat er 2005 in die linke Partei «Einheitsliste» ein.

Zusammenarbeit mit Ruanda

2008 wechselte er zur weniger radikalen Sozialistischen Volkspartei über, die dem aufstrebenden Jungpolitiker als die pragmatischere Option erschien. Aufgeschreckt durch die Erfahrungen, die in Deutschland mit den Hartz-IV-Reformen von Kanzler Gerhard Schröder gemacht worden waren, warnte er die dänische Linke schon 2010 in seinem ersten Buch, «Vi er ikke dyr, men vi er tyskere» (Wir sind keine Tiere, sondern Deutsche), vor einer ähnlichen Entwicklung mit prekären Arbeitsverhältnissen.

Dass er auf Lohndumping und die Erosion der Gewerkschaftsbewegung aufmerksam machte, war vielleicht der erste Hinweis, dass Tesfaye die Gefahren der Globalisierung für die Arbeiter im europäischen Wohlfahrtsstaat sah.

Nach parteiinternen Machtkämpfen schloss sich Tesfaye 2012 den Sozialdemokraten an, in denen er, wie er selbst sagt, endlich seine neue politische Heimat fand. 2015 ins Parlament gewählt, verschrieb er sich dem Engagement für den gesellschaftlichen Zusammenhalt, ohne den

der Wohlfahrtsstaat im Zeitalter der Massenmigration nicht überleben kann.

In seinem 2017 erschienenen Buch «Willkommen, Mustafa» analysierte Tesfaye die sozialdemokratische Haltung zu Einwanderung und Islam in den vergangenen fünfzig Jahren und kam zu dem Schluss, dass die Probleme, die sich aus der Präsenz einer grossen Zahl vorwiegend muslimischer Einwanderer ergeben, schlicht nicht mehr ignoriert werden dürften.

Seit 2019 Minister für Einwanderung und Integration, versteht Tesfaye es als seine Aufgabe, dieses politische Versprechen umzusetzen. Im Mai reiste er insgeheim zu Gesprächen mit Vertretern der ruandischen Regierung nach Kigali.

Indem er eine Zusammenarbeit zwischen Dänemark und Ruanda als Teil seines Plans präsentiert, die Bearbeitung von Asylanträgen in Drittländer ausserhalb der EU auszulagern, hat Tesfaye dänische Kritiker widerlegt, die erklärten, dass er niemals eine kooperationsbereite afrikanische Regierung finden werde. Selbstredend war die EU über seine bilateralen Verhandlungen mit Ruanda nicht begeistert.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Troels Heeger ist Redaktor und ehemaliger Deutschlandkorrespondent der Tageszeitung *Berlingske*, der ältesten Zeitung Dänemarks (gegründet 1749) und einer der ältesten Zeitungen der Welt.



Aufnahmezentren ausserhalb der EU: Integrationsminister Tesfaye.

Amt für Gesinnungsprüfung

Im Kampf gegen das linke Fernsehen übersieht die SVP das Problem. Es ist der SRG-Verwaltungsrat.



Es war eine Aufregung an der falschen Stelle. Der «Club» des Schweizer Fernsehens lud zum Ende des Rahmenabkommens keinen SVP-Politiker in seine Runde. «Das brachte das Fass zum Überlaufen», schäumt nun die Partei.

Das Fass war nur ein kleines Fässchen. Der «Club» erreicht zu später Zeit gerade mal hunderttausend Zuschauer. Betreffend Breitenwirkung ist die Sendung nicht relevant.

Dennoch ist der «Club» nun für die SVP der ultimative Beweis, dass es sich bei den Journalisten des Fernsehens um eine linke Kampftruppe handle. Die SVP will die Truppe mit einer Volksinitiative domestizieren.

Die Volksinitiative, so viel vorneweg, schießt bolzengerade daneben.

Die politische Einschätzung der SVP trifft schon eher ins Schwarze. Siebzig Prozent der über zweitausend SRG-Journalisten sind links oder linksgrün, wie sie selber freimütig bekunden. Neben den seit je rötlichen «Rundschau» und «10 vor 10» hat in letzter Zeit vor allem die «Tagesschau» an Linksdrall zugelegt. Auch das «Echo der Zeit» töne vielfach «wie ein Podcast der linksalternativen *Wochenzeitung*», wie es die *Aargauer Zeitung* trefflich notierte.

Die SVP möchte mit ihrer Initiative, neben der üblichen Gebührenreduktion, darum so etwas wie politischen Proporz in den SRG-Büros. «Die Redaktionen sämtlicher politischer Sendungen sollen die politische Landschaft der Schweiz abbilden», sagt SVP-Nationalrat Thomas Matter, der Mann hinter dem angedachten Volksbegehren.

Nach dieser Idee müssten heute 45 Prozent der SRG-Journalisten bürgerlich den-

ken, 40 Prozent linksgrün ticken und 15 Prozent die Mitteparteien vertreten. Nach jeder Nationalratswahl wäre der Schlüssel neu zu definieren.

Über den Vorschlag kann man sich nur amüsieren. Es braucht aus Sicht der SVP also eine neue Verwaltungsbehörde, welche die politische Haltung der Redaktoren von «Tagesschau» bis «Rendez-vous» überprüft und dann mit einem Stempel beglaubigt. Bei einer plötzlichen Änderung seiner politischen Haltung muss dann natürlich jeder Journalist die Behörde umgehend und unter Bussenandrohung informieren.

Am besten wäre die Behörde wohl im Bundesamt für Kommunikation angesiedelt. Neben der Abteilung Finanzen Medien (FM) oder der Abteilung Radio Monitoring (RM) gäbe es dort künftig auch die Abteilung Gesinnungsprüfung (GP).

Genug gescherzt, das Problem liegt anderswo. Es liegt beim Verwaltungsrat der SRG. Der VR ist bürgerlich dominiert. Sechs der neun Verwaltungsräte sind Parteimitglieder von CVP, FDP oder SVP und waren zuvor in der Politik aktiv, meist als Regierungsräte. Nur ein SP-Vertreter sitzt im Gremium.

Der Verwaltungsrat der SRG ist auch für die Personalpolitik von Radio und Fernsehen zuständig. Doch die Personalpolitik interessiert ihn nicht.

Nur bei Ernennungen der obersten Kader von Radio und TV kommt die Personalie vor den Verwaltungsrat. Zuletzt war das etwa der Fall, als Kulturchefin Susanne Wille in die Ge-

schäftsleitung aufrückte oder als Nicolas Permet neuer Direktor des rätoromanischen Senders wurde.

Bei wichtigen Personalentscheiden auf den Redaktionen, etwa bei neuen Sendeleitern, redet der Verwaltungsrat hingegen nicht mit. Die neue «Tagesschau»-Chefin, der neue «Arena»-Leiter genauso wie die Chefposten von TV-Bundeshausredaktion oder «Kassensturz» sind im SRG-Aufsichtsgremium nicht traktandiert. Das läuft ohne Kontrolle ab.

Dies ist der entscheidende Unterschied zu privaten Medienhäusern, wo die Wahl von Chefredaktoren und wichtigen Ressortleitern dem Verwaltungsrat vorgelegt werden muss – was verhindert, dass es zu politischen Einseitigkeiten kommt.

Bei Radio und TV ist es umgekehrt. Aufgrund der Passivität des Verwaltungsrats kann das Management machen, was es will, auch mit Schlagseite. Es gibt bei all den politischen Sendungen denn kaum einen Sendeleiter oder eine Sendeleiterin, die für eine dezidiert bürgerliche Position stehen. Philipp Burkhardt, der Leiter der Radio-Bundeshausredaktion, ist eine Ausnahme, die die Regel bestätigt.

Hier muss die SVP ansetzen, statt sich eine seltsame Initiative auszudenken. Der SRG-Verwaltungsrat nimmt seine Aufgabe nicht wahr, wenn es um Personalpolitik im öffentlichen Journalismus geht. Darum laufen manche Gefässe bei Radio und Fernsehen immer mal wieder politisch aus dem Ruder.

Das politische Problem der SRG ist ein Führungsproblem.

«Ein schwaches Land lädt Invasoren ein»

Während Jahrhunderten war Polen ein Juwel des Multikulti. Heute ist es das ethnisch homogenste Land Europas. Polens führender Historiker Adam Zamoyski über seine Heimat im Herzen Europas.

Urs Gehriger

Zerrissen, ausgelöscht und auferstanden. Als Wechselbad zwischen Grandeur und Vernichtung präsentiert sich die Geschichte Polens. Heroisch auf dem Schlachtfeld, doch gegen die Übermacht der Grossmächte und die Passivität der Verbündeten reichte der Wehrwille der Polen nicht aus. «Pourquoi mourir pour Dantzig?», hallte 1939 das Echo der Gleichgültigkeit durch Europa.

«Es grenzt an ein Wunder, dass der Staat heute noch existiert», erklärt Graf Adam Zamoyski, 72. Der polnisch-amerikanische Historiker erlangte Bekanntheit durch seine hochgelobte Napoleon-Biografie. Seine grosse Passion indessen ist Polen. Der 72-Jährige mit dandyhafter Lockenpracht stammt aus einer polnischen Adelsfamilie. Sein Vater war Emissär zwischen Wladyslaw Sikorski, dem Ministerpräsidenten der polnischen Exilregierung, und Churchill. Und sein Vorfahre gründete das florierende Zamosc, eine Metropole der Toleranz und kulturellen Hochblüte.

Der pulsierende Vielvölkerstaat Polen ist längst erloschen. Die Narben der Vernichtungszüge gehen tief, besonders jene aus der Zeit des Sowjetregimes. «Es ist eine sehr beschädigte Gesellschaft», sagt Zamoyski. «Dennoch bin ich überrascht, was für ein glücklicher Ort das heute ist.» Wir erreichen ihn via Skype auf dem Landsitz seiner Familie am östlichsten Ende Polens, direkt an der ukrainischen Grenze.

Weltwoche: Guten Tag, Graf Zamoyski. Ist diese Anrede akkurat?

Zamoyski: Manche Leute nennen mich so, die meisten nicht, und es ist eigentlich auch egal. Gerade hier in Südpolen, das hundert Jahre lang von den Österreichern besetzt war, spricht einen jeder mit «Doktor» oder «Professor» an, und ich bin kein Doktor, und ich bin kein Professor. (*Lacht*)

Weltwoche: Mit Sicherheit jedoch sind Sie ein sehr erfolgreicher Autor. Ihr «Polen, eine Geschichte» ist das einzige Buch über Polen, das es auf die Bestsellerliste geschafft hat.

Zamoyski: Ja, erstaunlicherweise. Es hat sich dort sehr lange gehalten, und es verkauft

sich immer noch. Es sei lesenswert, wurde mir gesagt.

Weltwoche: Betrachtet man die Geschichte Polens im Zeitraffer, sieht sie aus wie eine Staffel meteorologischer Tiefdruckgebiete, die über Ihr Land zogen. Polen wurde mehrfach geteilt. Lange Zeit hat Polen sogar aufgehört, als eigenständige Einheit zu existieren. Wie hat der polnische Nationalismus trotz dieser Turbulenzen überlebt?

Zamoyski: Das ist bemerkenswert. Die Polen sind ein sehr streitsüchtiges Volk. Es gibt diesen Witz über Juden: Wenn sich zwei Juden treffen, prallen drei Meinungen aufeinander. So sind

«Polen ist ein Kreuzungspunkt. Jede Armee, die irgendwohin will, geht durch Polen.»

wir auch. Die Polen sind nicht besonders kooperativ. Sie mögen es nicht, herumgeschubst zu werden. Der polnische Nationalismus ist etwas, worüber sich Historiker und Soziologen den Kopf zerbrochen haben. Natürlich hat die (katholische) Religion etwas damit zu tun, aber nicht allzu viel. Schliesslich war Polen während der Reformation der multireligiöseste Ort der Welt.

Weltwoche: Man kann es sich heute kaum vorstellen: Polen war jahrhundertlang ein Commonwealth und Heimat für eine grosse Vielfalt an Religionen.

Zamoyski: In der Tat, meine eigene Familie konvertierte zum Calvinismus und dann wieder zum römischen Katholizismus. Was die Menschen eint, ist die Bedrohung durch die Nachbarn. Als Polen im Mittelalter noch unabhängig war, war es die Bedrohung durch die deutsche Expansion nach Osten. Später, im 16. bis 18. Jahrhundert, gab es die Bedrohung durch den türkischen und tatarischen Ansturm, und der liess die Menschen zusammenrücken. Im 19. Jahrhundert waren es die drei Nachbarn Russland, Preussen und Österreich, die eine Bedrohung darstellten. Im 20. Jahrhundert waren es Sowjetrussland und Deutschland. Das hat sich in der

polnischen Seele verfestigt und ein dringliches Gefühl einer Einheit gegeben.

Weltwoche: Wir müssen uns mit der Geografie Polens auseinandersetzen. Das Land ist in alle Richtungen flach, es hat keinen natürlichen Schutz, abgesehen von den Karpaten im Süden. Es hat sehr begrenzte natürliche Ressourcen. Der einzige Zugang zum Meer ist die Ostsee, von dort ist es sehr schwer, den Atlantik zu erreichen. Und es ist zwischen Grossmächten eingeklemmt. Aus vielen Gründen ist es der schlechteste Ort, um einen Staat in Europa zu gründen. Dass es den Polen trotzdem gelungen ist, grenzt an ein Wunder, nicht wahr?

Zamoyski: Richtig. Polen ist ein grosser Kreuzungspunkt. Jede Armee, die irgendwohin will, geht durch Polen. Die andere erwähnenswerte Sache, die die Nation zusammenhielt, ist die lebendige Literatur, die Polen entwickelt hat. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts formierte sich ein gebildetes, kultiviertes Bürgertum. Es blühte in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen auf, zur Zeit der Zweiten Polnischen Republik, die eines der besten Bildungssysteme der Welt hatte.

Weltwoche: Das kam mit dem Überfall der Nazis auf Polen 1939 und dem anschliessenden Zweiten Weltkrieg zu einem abrupten Ende.

Zamoyski: Sowohl die Nazis als auch die Sowjets hatten eine absolute Priorität. Es ging nicht so sehr um das Land. Sie wollten die polnische Gesellschaft enthaupten. Sie ermordeten einfach alle gebildeten Menschen, die sie konnten, deportierten sie oder liessen sie sich zu Tode arbeiteten. Einige überlebten im Exil, in Grossbritannien, in Frankreich, in der Schweiz, eigentlich überall auf der Welt. Aber diejenigen, die nach 1945 in Polen blieben, wurden schikaniert und verfolgt, und ihr Eigentum wurde beschlagnahmt. Die Idee war, Polen in eine Kolonie von Proletariern zu verwandeln, die Russland kontrollieren konnte. Zuerst wollten die Deutschen aus Polen ein Gebiet von Sklaven schaffen, und dann taten es die Russen. Die Städte konnten sie nicht so gut kontrollieren, das Land schon. Bauernhöfe von mehr als fünfzig Hektaren wurden beschlagnahmt, samt dem Inventar,



Zerrissen, ausgelöscht und auferstanden: Graf Zamoyski.

Kleidung und persönlichen Sachen. Die Fotoalben meines Vaters sind heute im Nationalarchiv. (Lacht)

Weltwoche: Zum Glück sind sie erhalten geblieben.

Zamoyski: Man durfte sich nicht in einem Radius von fünfzig Kilometern um seinen alten Hof bewegen. Auf diese Weise haben sie die Gesellschaft aufgelöst. Sie wollten nicht, dass die Menschen auf dem Land Kontakt zu anderen Menschen haben. Die einzigen Menschen, die ausser den Landarbeitern und den arbeitenden Bauern auf dem Land lebten, waren die Manager der staatlichen Bauernhöfe, Priester, Ärzte und Tierärzte. Ansonsten gab es keine Intelligenzija, keine Mittelschicht.

Weltwoche: Sind die Folgen dieser Zersplitterung heute noch sichtbar?

Zamoyski: Im heutigen Polen mögen die

meisten Menschen so aussehen wie Sie und ich, aber die meisten ihrer Eltern lebten in strohgedeckten Hütten mit einer hölzernen Toilette vor dem Haus. Die meisten ihrer Grosseltern hätten nicht lesen können. Es ist eine sehr, sehr neue Gesellschaft. Rund um die Kirchen herum gibt es strukturierte Gruppen, Rosenkranzgruppen und Chorgruppen und Ähnliches, aber es gibt keine der normalen sozialen menschlichen Vereinigungen, die es in anderen Ländern gibt. Klubs, in welchen Leute ein bestimmtes Spiel spielen oder Briefmarken sammeln, gibt es im grössten Teil des Landes nicht. Die Menschen sind sehr isoliert. Es ist eine furchtbar beschädigte Gesellschaft. Die Gegend, in der ich lebe, war Schauplatz der schrecklichsten Dinge.

Weltwoche: In welcher Gegend wohnen Sie?

Zamoyski: In Ostpolen, einem ländlichen

Gebiet nahe der ukrainischen Grenze. Während des Krieges wollten die Deutschen die Gegend zu einer Bastion Deutschlands machen, also haben sie alle Polen vertrieben. Die schrecklichen Dinge gingen weiter bis 1948, die sowjetische und die neue polnisch-kommunistische Armee schlachteten die Menschen ab. Ich bin überrascht, wie kultiviert und normal die Leute dennoch sind und was für ein glücklicher Ort das heute ist.

Weltwoche: Im 16. Jahrhundert war Polen ein Commonwealth und mit einer Million Quadratkilometern der grösste Staat in Europa. In dieser sogenannte «Serenissima Respu-

«Die Idee war, Polen in eine Kolonie von Proletariern zu verwandeln, die Russland kontrollieren konnte.»

blica» existierten viele verschiedene Völker und Religionen in einem blühenden Staat nebeneinander: römische Katholiken, byzantinische und griechische Orthodoxe, Protestanten, Calvinisten, Juden und Muslime. Warum hat Polen diese Vielfalt an Menschen angezogen?

Zamoyski: Weil es sehr tolerant war. Die Juden waren sehr willkommen. Zwanzig Kilometer von meinem Wohnsitz entfernt liegt eine Stadt namens Zamosc, die von meinem Vorfahren in den 1580er Jahren gegründet wurde.

Weltwoche: Jan Zamoyski, Aristokrat, Rektor der Universität Padua und Berater verschiedener Könige, war Ihr Verwandter?

Zamoyski: Ja. Er hat eine ganze Menge spanischer und portugiesischer Juden eingeladen, sich hier niederzulassen. Er lud auch Armenier und Exilschotten ein, denn er wollte in seiner Stadt Leute mit ausgeprägten Fähigkeiten haben. Er wollte Banker, er wollte Geldverleiher, er wollte Uhrmacher. Da es in Polen keine Mittelschicht gab, hiessen mein Vorfahre Jan Zamoyski und seine Zeitgenossen Talente aus allen Ländern willkommen. Diese Leute kamen aus sehr gutem Grund. Es gab viele Arbeitsmöglichkeiten. Sie konnten ihren Glauben praktizieren, wie sie wollten, und sie wurden so ziemlich in Ruhe gelassen.

Weltwoche: Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb von dem bemerkenswerten Commonwealth nicht viel übrig. Die jüdische Bevölkerung wurde umgebracht. Die Ukrainer und Weissrussen wurden ausgeschlossen. Die Deutschen in Westpolen wurden vertrieben. Heute ist Polen das ethnisch homogenste Land in Europa. Eigentlich eine untypische Situation angesichts der reichen polnischen Geschichte.

Zamoyski: Sehr untypisch. Während der Zeit, als die Kommunisten an der Macht waren und Polen eine Kolonie Sowjetrusslands, waren Bücher über die polnische Geschichte und grosse polnische historische Persönlichkeiten ex-

trem beliebt. Ich denke, es war ein Versuch, an einer glamourösen Vergangenheit festzuhalten. Nach 1989 wollten die neuen Generationen europäischer, moderner sein. Die Menschen, die im Kommunismus aufgewachsen sind, haben sich von diesem Stolz auf das alte Commonwealth entfernt. Viele der Architekten der Revolution von 1989 – die Intelligenzija –, die den Umsturz anführten, hatten entweder mit dem Kommunismus gelebt und sich damit arrangiert, oder sie waren die Söhne von alten Kommunisten. Es war wie bei der Französischen Revolution. Der Umsturz wurde nicht vom Volk angetrieben, sondern von den kleinen Adligen und den Leuten, die Adlige sein wollten, und ihren Söhnen, die nicht hoch genug aufsteigen konnten. Diese Leute waren in einer Blase aufgewachsen. Als sie 1989 an die Macht kamen, wollten sie eine westliche Sozialdemokratie schaffen, aber sie hatten keine Ahnung, was der Rest Polens dachte. Sie waren losgelöst vom Landvolk. Auf die restlichen 90 Prozent der Polen wirkten sie arrogant. Diese grosse Mehrheit der Polen wollte ihrerseits eine neue Zukunft. Sie alle hatten durch die Verbrechen der Nazis und der Sowjets Freunde und Familienmitglieder verloren. Sie hatten seit 1945 unter entsetzlichen Bedingungen gelebt.

Weltwoche: Entscheidend für das heutige Polen waren die Brüder Lech und Jaroslav Kaczynski. Können Sie erklären, warum sie in diese Schlüsselrolle gelangten?

Zamoyski: Die Kaczynski-Brüder waren sehr geschickt darin, auf verschiedenen Bühnen zu tanzen. Sie sind sehr clevere Akteure. Sie haben diese Unzufriedenheit im Volk verstanden. Das Interessante an ihnen ist, dass sie

sich als Verfechter der polnischen Tradition, des polnischen Absolutismus und der historischen Wahrheit aufspielen. Das Problem ist, dass sie nicht sehr gut ausgebildet sind. Sie sind im polnisch-sowjetischen System aufgewachsen, das eine sehr merkwürdige Vorstellung von der polnischen Geschichte geschaffen hat. Alle sagen, Polen habe eine rechte Regierung. Ich sage: «Wie bitte?» Die Mentalität dieser Leute ist völlig kommunistisch. Sie ist ganz und gar geprägt von der sowjetisch kontrollierten polnischen Kultur nach 1945.

Weltwoche: Sie sprechen von Polens Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS)?

Zamoyski: Ja.

Weltwoche: Was genau bei der PiS erinnert Sie an die kommunistische Denkweise?

Zamoyski: Sie glauben nicht wirklich an die Autonomie des Individuums. Sie mögen keine Vielfalt. Sie mögen die Idee, dass wir alle gleich sind. Sie haben sogar beschlossen, dass es auf dem Land Familienbetriebe geben soll. Natürlich

«Die Polen haben gleichzeitig einen Überlegenheitskomplex und einen Minderwertigkeitskomplex.»

lich waren sie noch nie in einem Familienbetrieb, also haben sie keine Ahnung. Sie glauben, sie können entscheiden, wer was haben sollte. Sie mögen keine Ungleichheiten. In gewisser Weise gibt es eine Menge Nostalgie für die alten Zeiten, denn unter dem Kommunismus war das Tolle, dass es allen schlecht ging. Niemand konnte sich ein anständiges Auto kaufen, niemand konnte einen anständigen

Urlaub machen. Jeder Einzelne verspürte eine grimmige Genugtuung ob der Tatsache, dass es ihm vielleicht mies geht, aber allen anderen auch.

Weltwoche: Die PiS hat bei fast jeder Wahl seit 2005 Wähler dazugewonnen. 2019 hat sie 43 Prozent aller Stimmen erhalten. Warum ist sie so beliebt, wenn sie eine veraltete, nostalgische, fast sowjetische Mentalität hat? Er gibt das einen Sinn?

Zamoyski: Nun, das tut es. Zunächst einmal muss man bedenken, dass die Wahlbeteiligung sehr niedrig war. Sicherlich bei den letzten Wahlen. Sie haben nicht wirklich «gewonnen», es war die Opposition, die verloren hat, weil die Leute die Nase voll hatten und einfach nicht wählen gegangen sind. Die PiS hat keine riesige Unterstützung, aber sie ist durchaus beliebt, weil sie die richtigen «Knöpfe» drückt. Unter den armen Leuten, die keine gute Arbeit haben, nutzt sie die Stimmung gegen Linke und gegen die EU. Ausserdem hat sie es geschafft, die Kirche auf ihre Seite zu ziehen, indem sie sie mit Geld überschüttet hat und so tut, als würde sie sich um die Katholiken sorgen. Sie behauptet, dass sie unser wunderbares Polentum bewahrt. Das ist für mich eine sehr primitive Botschaft, aber es gibt in jedem Land eine Menge primitiver Menschen.

Weltwoche: Entschuldigen Sie, aber die PiS ist ja nicht nur bei «primitiven» Menschen und streng Gläubigen beliebt.

Zamoyski: Sie hat es überraschend geschafft, die Aufmerksamkeit einiger gebildeter und jüngerer Menschen zu erlangen, die glauben, dass das Polentum durch böse ausländische Einflüsse bedroht ist. Ich denke, hier spielen schreckliche Komplexe eine Rolle, die von jahrelanger Fremdbestimmung herrühren. Die Polen haben gleichzeitig einen Überlegenheitskomplex und einen Minderwertigkeitskomplex. In jedem Polen wird in jedem Moment ein Kampf zwischen diesen beiden Komplexen ausgetragen. Auf der einen Seite starren die Polen fasziniert auf die Pariser Kultur, auf der anderen Seite behaupten sie: «Nein, wir sind viel besser. Wir haben den Franzosen beigebracht, wie man mit der Gabel isst.» König Heinrich III. von Frankreich hielt sich ja bekanntlich im 16. Jahrhundert in Polen auf, wo er zum König gewählt worden war. Dort hat er angeblich gelernt, mit der Gabel statt mit den Fingern zu essen.

Weltwoche: Über die Herkunft der Gabel ist sogar ein Historikerstreit entbrannt: Einige sagen, König Heinrich habe sie bei einem Aufenthalt in Venedig entdeckt, nachdem er Polen verlassen hatte. Allerdings wurde die Gabel tatsächlich kurz zuvor von Polens italienischstämmiger Königin Bona Sforza in Polen eingeführt.

Zamoyski: Jedenfalls behandeln viele Polen diese Dinge auf eine sehr puristische Weise. Wir

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wie soll unsere zukünftige Schweiz gebaut werden?

Ab Montag, 21. Juni, täglich um 17.25 Uhr auf



Und ab Montag, 28. Juni, täglich um 17.25 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



sind eine sehr beschädigte Nation mit vielen Komplexen.

Weltwoche: Können Sie die polnische DNA benennen, die sich in all den turbulenten Phasen der polnischen Geschichte durchgesetzt hat?

Zamoyski: Es gibt die Religion, die uns eint. Es gibt eine ganze Menge kultureller Eigenschaften, und dann gibt es noch eine aussergewöhnliche Verbundenheit mit dem Land. Die ist bemerkenswert. Polen sind nicht sehr bedacht im Umgang mit der Natur. Unglück-

«Wäre Polen 1939 ein solides Land gewesen, hätte Deutschland nicht tun können, was es getan hat.»

licherweise lieben es die Leute in meiner Nachbarschaft, Bäume zu fällen und mit Müll um sich zu werfen. Aber sie hängen wahnsinnig an ihrem Land. Sie würden nicht nach Grossbritannien, Amerika oder Frankreich gehen und Land kaufen. Sie wollen ein Stück ihres eigenen Landes, auch wenn sie nichts damit machen werden. Sie können hingehen und sich daraufsetzen, und das tun sie gerne. Es ist eine sehr seltsame Nation. Meine Frau ist Engländerin, sie staunt noch heute jedes Mal, wenn wir an unseren Nachbarn vorbeifahren.

Weltwoche: Wenn man sich die bewegte Geschichte anschaut, kann man nicht anders, als vom polnischen Überlebens- und Widerstandsgestalt fasziniert zu sein. Vor ein paar Jahren hatte ich ein Interview mit Lech Walesa, dem ehemaligen Führer der Solidarnosc-Bewegung. Als ich ihn nach dem Schlüssel zu seinem Erfolg fragte, meinte er: «Der Heilige Vater war in unseren Herzen. Ohne Papst Wojtyla», sagte er, «hätten es die Polen nie geschafft.» Wie wichtig war Papst Johannes Paul II. für das neue Polen, das heute ein katholisches Kraftzentrum in Europa ist?

Zamoyski: Nun, da spielen zwei Dinge eine wichtige Rolle. Der Punkt mit dem Papst hat nicht so sehr mit der Religion zu tun. Als Johannes Paul II. zum Pontifex gewählt wurde, war das für die Polen wie der Gewinn der Fussball-Weltmeisterschaft. Er organisierte diese Massenkundgebungen, diese Open-Air-Messen. Die Polen sahen sich um und erblickten plötzlich eine Million andere Polen. Sie sahen die Miliz herumstehen, die nervös aussah. Zum ersten Mal wurde ihnen ihre Stärke bewusst. Und natürlich waren da die Worte des Papstes, er sagte: «Steht auf für eure Würde.» Er sagte den Polen, sie sollten ihre Häuse aufrichten. Die andere, immens wichtige Sache war, dass beide, Lech Walesa und der Papst, sehr aufrichtige Menschen waren. Im Fall von Walesa kann man alles Mögliche über seinen Intellekt oder seine Art sagen, aber er ist, was er ist. Er ist nicht unecht. Und bei

Papst Johannes Paul II. sagten alle, Muslime, Buddhisten oder Hindus: «Dieser Mann, er ist ein richtiger Mensch», und er blieb in ihren Köpfen hängen. Die Doppelrolle der beiden war es, die den Polen eine enorme Kraft gab. Es bedeutete, dass die Sympathien in der ganzen Welt auf ihrer Seite waren. Das war es, was die ganze Glaubwürdigkeit des sowjetischen Systems untergraben hat.

Weltwoche: Mit dem Aufstand der Solidarnosc begann das Sowjetreich zu zittern. Natürlich gab es auch andere Faktoren, aber diese Bewegung war wichtig für den Untergang der Sowjetunion. War es ein Zufall, dass dies ausgerechnet in Polen geschah?

Zamoyski: Nein. In der polnischen DNA steckt die Idee, dass man etwas tut, anstatt nur still am Rande herumzusitzen und darauf zu warten, dass etwas passiert. Ich will nicht unhöflich sein, aber wenn man in Litauen oder Tschechien ist, gibt es keinen ähnlich ausgeprägten Machergeist. Die Polen hatten über ein Jahrhundert hinweg konspirative Aktivität und einen Widerstand entwickelt. Es war offensichtlich, dass Polen das schwächste Glied im sowjetischen Imperium sein würde, denn Polen ist einfach nicht geeignet, eine Kolonie zu sein. Polen war eine der grossen Nationen Europas, der Sinn für eine glorreiche Vergangenheit war da. Man hatte das Gefühl, wenn man es einmal getan hat, könne man es wieder tun.

Weltwoche: Es war wohl kein Zufall, dass der ehemalige US-Präsident Donald Trump Warschau für seine erste Europa-Rede ausgewählt hat. Wie wichtig ist die strategische Rolle Polens im heutigen Europa?

Zamoyski: Ich denke, sie ist absolut essenziell. Eine der Tragödien des 18. Jahrhunderts war, dass Polen von der Landkarte getilgt wurde. Das war teilweise Polens Schuld, weil wir so schwach wurden. Ein schwaches Land lädt Invasoren ein. Wenn auf dem Wiener Kongress 1815 ein grösseres Polen geschaffen worden wäre, dann hätte es vielleicht den Ersten Weltkrieg nicht gegeben. Sicher ist: Wäre Polen 1939 ein solides Land gewesen, hätte Deutschland nicht tun können, was es getan hat. Ich denke, dass es für die Sicherheit Europas absolut notwendig ist, ein starkes Land in seiner Mitte zu haben, das als Barriere und Ausgleich und kulturelles Sprungbrett fungieren kann. Im Moment ist das nicht möglich, wegen des Regimes in Russland. Aber unter einer vernünftigeren Führung in Moskau könnte es einfacher werden. Die Polen haben die Fähigkeit, mit anderen Menschen zu reden. Ich denke, in Zukunft sollte Polen in Europa eine Schlüsselrolle spielen.

Adam Zamoyski: Poland – A History.
Harper Collins. 448 S., Fr. 29.90



INSIDE WASHINGTON

Omar spaltet die Demokraten

Nancy Pelosi, Sprecherin des Repräsentantenhauses, will sich kristallklar ausdrücken. Möglicherweise habe es den Anschein gemacht, dass sie ihre Parteikollegin Ilhan Omar zurechtgewiesen habe. Das sei keineswegs der Fall. Pelosi und demokratische Kongressabgeordnete hatten Omar für deren jüngste Angriffe gegen die USA und Israel öffentlich verurteilt. Sie warnten, dass die somalischstämmige Omar potenziell «Vorurteile schürt».

Alles halb so wild, versicherte jetzt Pelosi auf CNN. Omar sei ein «geschätztes Mitglied unserer Fraktion». Die Demokraten seien Omar dankbar für die Klarstellung ihres Tweets vom 7. Juni, in dem sie die USA und Israel beschuldigt hatte, «unvorstellbare Gräueltaten» und «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» zu begehen. Und in dem sie die USA und Israel mit der Hamas und den Taliban gleichgesetzt hatte. Auf den Tadel reagierte Omar ausfällig. Kritiker in ihrer Partei geisselte sie als «schändlich» – allen voran zwölf jüdische Demokraten – und behauptete sodann, sie habe «in keiner Weise» terroristische Organisationen mit demokratischen Ländern gleichgesetzt.

Die Hamas ihrerseits ist über Omars Ausfälle nicht erfreut. Die Gaza-Terroristen zeigten sich erzürnt darüber, dass die Muslimin aus Minnesota «den Widerstand des palästinensischen Volkes, die israelischen Verbrechen und die US-Aggression in Afghanistan gleichberechtigt behandelt». Unterstützung erhält Omar indessen vom linken Parteiflügel. Gemäss den Meinungsforschern von Gallup «haben die linken Demokraten die Schwelle komplett überschritten», indem sie für die Palästinenser und gegen Israel Partei ergreifen. Pelosi mag hoffen, dass der Nahostkonflikt in der eigenen Partei mit sanften Worten beigelegt ist. Aber wie sagt Omar oft und gerne? Sie möge es, «gehörig Stunk zu machen».

Amy Holmes

Bettler-Eldorado Basel

Rumänische Bettler ziehen durch die Stadt.
Mittlerweile stören sich sogar Linke an den Zuständen.

Roman Zeller

Was sich in Basel abspielt, ist in der Schweiz einzigartig: Am Morgen versammeln sich Bettler vor dem Bahnhof, die meisten sind Roma aus Rumänien. Frauen spazieren in bunten Trachten über den Platz, andere hüllen sich in Stofffetzen, das Haupt mit einem Kopftuch bedeckt. Männer schlurfen in ausgelatschten Schlarpen und verkommener Kleidung daher. Viele schieben Kinderwagen vor sich her, darauf Stoffdecken und Schaumstoffmatten, ihr Hab und Gut.

Aus allen Himmelsrichtungen strömen sie herbei. Kurze Zeit später schwärmen sie aus, besetzen neuralgische Punkte und bewirtschaften hochfrequentierte Strassen. Mancherorts platzieren sie Kartonfetzen am Boden, um sich darauf zu installieren. Andere ziehen von Hotspot zu Hotspot. Wer seinem Business nachgeht, versteckt seinen Plunder hinter einer Hausecke.

Kleingeld oder Kindertränen

Zur Veranschaulichung: Am Tag, an dem wir uns in Basel umsehen, steht fast vor jeder Coop- oder Migros-Filiale ein Bettler. Jeder ein- oder austretende Kunde wird angesprochen – die Frequenz ist hoch, der Ertrag klein. Trotzdem bleiben sie hartnäckig: Wer nicht resolut genug ablehnt oder sogar Mitleid zeigt, wird belagert und verfolgt.

Das aufdringliche bis aggressive Spiel zieht sich durch die ganze Stadt. An der Freiestrasse, der Flaniermeile Basels, betragen die Abstände zwischen den Bettlern ein paar Meter, das Gleiche auf der Mittleren Brücke. Ein Spaziergang durch Basel ist unangenehm.

Das Stadtbild prägen Frauen ohne Zähne, ungewaschene Männer, verkrüppelte Gestalten. Eine gedrungene Frau mit einem Buckel bittet die Fussgänger auf den Knien um Hilfe – in Gottes Namen. Wenige Meter weiter, zwischen zwei Luxusboutiquen, schleift ein junger Mann am Stock seine Beine über den Steinboden. Er streckt seinen Hut aus und ruft: «Hallo, hallo!»

Auffällig ist die immergleiche Masche: Bettler zeigen Kinderfotos, murmeln etwas von bis zu acht Kindern, die sie in Rumänien haben. Der Blick traurig, das Bitten innig. Sie brau-

chen Geld, das die Passanten in Basel liefern sollen. Nicht einmal vor Restaurants und Cafés machen sie halt. Die Bettel-Roma gehen konsequent von Tisch zu Tisch. Auch Gäste mit Dreadlocks, die barfuss dasitzen, also eher links-alternativ eingestellt sein dürften, sagen nein, wenn die Bettler mit einer Tasse Münzen vor ihnen klimpern.

So geht es seit dem 1. Juli 2020, dem Tag, als Basel das Bettelverbot aufhob. Seither ist nur «bandenmässiges Betteln» verboten, und es hat sich ein «Betteltourismus» etabliert, wie es sogar der Kanton formuliert. Basel wurde zum Bettler-Eldorado.

Der Polizeisprecher beobachtet die Entwicklung seit Tag eins. Zurzeit seien ein paar Dutzend Bettler in der Stadt aktiv. Der Polizei sind die Hände gebunden. Nachweise für Bandenkonstrukte, die unter Strafe stehen, seien nur schwer zu erbringen.

Diese Situation besteht zum Leidwesen der Bevölkerung: Wer sich in Basel umhört, vernimmt viele kritische Stimmen – nicht nur in bürgerlichen Kreisen. Vor allem Familien, die mit Kindern im Park spazieren, fühlen sich unsicher. Wenn nicht verluderte Clochards sie an-

quatschen, dann sind es verkleidete Clowns, barocke Figuren oder solche in Mickey-Mouse-Kostümen, die vermeintlich Ballone verschenken, dann aber Geld fordern. Kleingeld oder Kindertränen, lautet dann die Wahl.

Eine Familie berichtet, dass unlängst ihr Buggy aus dem Hauseingang entwendet worden sei. Praktisch jeder Rom schiebt seine Sachen im Kinderwagen durch die Stadt. Ein Schelm, wer einen Zusammenhang sieht.

Betteln als Menschenrecht

Vor allem sind es die Dreistigkeit und die Aggressivität der Bettler, die in Basel nerven. Ein Beispiel: Direkt am Rheinufer befindet sich die «Rhyschänzli Buvette», eine In-Beiz mit fast hundert Sitzplätzen. Das organisierte Betteln habe in diesem Jahr stark zugenommen, erinnert sich Lars Lolischkies, Kommunikationschef der Rhyschänzli Gruppe. In den Fokus der Bettler rückten Depotbecher und -geschirr anstatt Geld. Halbvolle Getränke und Teller seien vom Tisch weggenommen worden. «Das führte dazu, dass sich weniger Gäste an der Buvette aufhielten.»

Seit letzter Woche schaut die Security für Ordnung. Strassenmusiker dürfen weiterhin spielen. Seine Gäste will das Lokal aber nicht mehr belagert sehen. «Wir wünschen uns, dass unsere Gäste schöne und ungestörte Stunden am Rhein verbringen können», so Lolischkies.

Inzwischen hat sich in Basel auch die Politik bewegt: Am 23. und 24. Juni wird der Basler Grossrat über die Wiedereinführung eines Bettelverbots befinden. Da der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die Bettelei mittlerweile zum Menschenrecht erhoben hat, würde ein allgemeines Bettelverbot gegen die Menschenrechtskonvention verstossen. Der vorgeschlagene «Basler Weg» soll deshalb ein «beschränktes Bettelverbot» sein.

Wer aggressiv bettelt, soll bestraft werden. Zudem sollen hochfrequentierte Orte geschützt werden. Im Juni beschloss der Grosse Rat knapp, auf eine Kommissionsvorberatung zu verzichten. Bald könnte in Basel wieder Ruhe einkehren.



In der Hand der Kardashians

Die Kardashians haben geschaffen, wovon Feministinnen träumen: ein perfekt funktionierendes Matriarchat. Männer, die damit in Berührung kommen, gucken alle dumm aus der Wäsche.

Julie Burchill



Faszinierende Figuren eines narzisstischen Zeitalters: Reality-Soap «Keeping Up with the Kardashians».

Vergangene Woche wurde die letzte Episode von «Keeping Up with the Kardashians» gesendet: sieben Jahre, zwanzig Staffeln und Dramen bis zum Abwinken. In der First Family des kalifornischen Calabasas, einer reichen und geilen Abwandlung der Fernsehfamilie Walton, umarmte, hasste und versöhnte man sich mit einer Häufigkeit und Heftigkeit, dass eine durchschnittliche Seifenoper sich im Vergleich dazu wie der Wetterbericht ausnahm. Ihr Aufstieg in die dünnen Luftschichten weltweiten Ruhms gehört zu den sonderbarsten, die je beschrieben worden sind.

Geld zu verdienen durch sein Sein statt durch sein Tun, ist ein Phänomen der heutigen Zeit. Als Frauen noch keine direkte Handlungsmacht hatten, konnten sie nur durch Schönheit einen hohen Marktwert erzielen: als Musen, Mätressen und/oder Frauen reicher und/oder berühmter Männer. Der Zweite Weltkrieg wirkte insofern befreiend, als Frauen beweisen konnten, dass sie Männern in Sachen Arbeit ebenbürtig waren.

Plackerei des Arbeitens umgehen

Doch als immer deutlicher wurde, wie wenig sich mit schweisstreibender Arbeit verdienen liess, kam eine neue Frauengeneration auf eine Idee: Dadurch, dass sie sich freiwillig zu Objekten machten, konnten sie die Plackerei des Arbeitens umgehen, ohne von Männern abhängig zu sein. Deshalb streben heute viele attraktive junge Frauen danach, Arbeit wie Ehe zu vermeiden, indem sie sich fürs Schönsein bezahlen lassen, sei es, dass sie sich auf «Only Fans» ausziehen oder sich in den sozialen Medien produzieren. Für die letzte Staffel der britischen Reality-TV-Show «Love Island» bewarben sich

85 000, mehr als doppelt so viele wie für Studienplätze in Oxford und Cambridge zusammen.

All dies wäre nie möglich geworden ohne Kim Kardashian. Wurde früher eine Frau in einen Sex-Skandal verwickelt, musste sie auf Mitleid machen wie Marilyn Monroe, die über den Kalender mit Nacktbildern von ihr sagte: «Ich war pleite und brauchte dringend Geld», oder aber sich wie ein verwundetes Tier verkriechen, wie dies das Callgirl Christine Keeler nach dem Profumo-Skandal tat.

Kim Kardashian stammt aus einer Familie, die dank der Anwaltstätigkeit des 2003 verstorbenen Vaters Robert Kardashian Kontakt zur Unterhaltungsindustrie hatte, genoss eine teure Ausbildung, wuchs in Luxus auf und trat oft in der Öffentlichkeit auf: als *personal shopper* von Paris Hilton und als deren Begleiterin auf roten Teppichen. Doch kaum etwas deutete darauf hin, dass diese hübsche, pummelige Begleiterscheinung, dieses Nebengeräusch, eines Tages gleichzeitig als schönste Frau der Welt und als Vorbotin des Untergangs des Abendlandes ausgerufen werden sollte.

Was sie von den gefallen Mädchen der Vergangenheit unterschied, war ihre Familie: Die Eltern liessen sich zwar scheiden, doch noch im selben Jahr heiratete Mutter Kris den Zehnkampf-Olympiasieger Bruce Jenner. Das 2007 veröffentlichte Sex-Video von Kim brachte ihr keine Schande. «Deine Mutter muss ja so was von stolz sein», wird oft gehöhnt, wenn eine Frau sich sexuell freizügig verhält; in diesem Fall war es wirklich so. Es gibt heutzutage ebenso viele Definitionen davon, was Feminismus sei, wie es neuerfundene Geschlechter gibt, doch besteht kein Zweifel, dass die Kardashi-

ans ein Matriarchat sind: Männer, die damit in Berührung kommen, gucken danach alle immer ähnlich dumm aus der Wäsche; das Heft haben eindeutig die Frauen in der Hand.

Kims Volte

Die Kardashians haben die Fähigkeit, Skandale, die die Karrieren anderer jäh beendet hätten, zu Sprungbrettern umzufunktionieren. Dies gilt insbesondere für Kim, von der *Forbes* sagte, sie habe «mehr Kapital aus ihrem Ruhm zu schlagen vermocht als irgendjemand sonst», und die, wie man vermutet, Milliardärin ist. Indem sie sich selbst zu Markenartikeln machten, haben die Kardashians es geschafft, in aller Öffentlichkeit ihr eigenes Leben zu führen, wobei sie zu ihrem Vergnügen immer neue Gestalten annehmen (mit und ohne plastische Chirurgie): Aus dem Olympiasieger wird eine Transfrau, aus der Mutter eine Managerin, aus der zynischen Kourtney eine gesundheitsbesessene Hippie-Tante, aus der taffen Khloé ein Männeropfer, aus der unscheinbaren Kylie eine Make-up-Magnatin und aus der stillen Kendall ein Supermodel.

Die grösste Volte aber schlägt Kim: Sie, deren Popo einst ihre *Raison d'être* war, studiert jetzt Jura, um Anwältin zu werden wie einst Papa. Sie, die für ihr Sex-Leben berüchtigt und fürs Berühmtsein berühmt war, überwindet alle Hürden, die man Frauen auf dem Weg zu sich selbst in den Weg gelegt hat. Sie ist weder die schönste Frau der Welt noch Vorbotin des Untergangs des Abendlandes. Doch bestimmt gehört sie zu den faszinierendsten Figuren unseres narzisstischen und aufregenden Zeitalters.

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bodmer

Chance für einen Neustart

Wer den Umwelt- und Klimaschutz ernst nimmt, kann die Kernenergie nicht ausschliessen. Die heutigen Reaktoren bieten einen Ausweg aus der Sackgasse.

Alex Baur

Exakt zehn Jahre sind vergangen, seit der Bundesrat unter dem Eindruck der Kernschmelze von Fukushima die Energiewende proklamierte. Ergriffen von der kollektiven Panik, beschlossen die Parlamente 2011 fast oppositionslos innerhalb weniger Monate den Totalumbau der Stromversorgung: weg von der Kernenergie, die rund einen Drittel der Elektrizität in der Schweiz liefert, hin zu Sonne, Wind und Biomasse.

Schaut man nach einem Jahrzehnt zurück, kann man sich nur die Augen reiben. Die evakuierten Gebiete in Fukushima sind längst wieder bewohnt, kein Mensch wurde getötet, verletzt oder ernsthaft verstrahlt. Und vor allem: Das Debakel wäre in der Schweiz nicht möglich gewesen, weil alle unsere Kernkraftwerke schon vorher gegen sämtliche Pannen geschützt waren, die in Japan in der Verkettung zum GAU (grösster anzunehmender Unfall) führten.

Auf der anderen Seite haben mittlerweile selbst Solar-Enthusiasten zur Kenntnis nehmen müssen, dass die Sonne selten scheint, wenn wir sie brauchen, vor allem nicht im Winter. Beim Strom regiert die Nachfrage; er muss dann produziert werden, wenn wir ihn brauchen, denn er lässt sich nur mit grossem Aufwand und grossen Verlusten speichern. Das ist kein technologisches Problem, es liegt an den Gesetzen der Physik.

Launen der Witterung

Auf dem Papier ist alles möglich. Doch die Realität kümmert sich nicht darum, ob unter den grandiosen Theorien die Gütezeichen EPFL oder ETH Zürich stehen. Fakt ist, dass der Beitrag von Wind, Sonne und Biomasse zur Stromversorgung nach wie vor marginal ist, trotz Subventionen in Milliardenhöhe, Vorzugseinspeisung und Dauerpropaganda auf allen Kanälen. Und nichts deutet darauf hin, dass sich das je ändern wird. Der Wind wurde in der Schweiz inzwischen faktisch abgeschrieben, nachdem ein Projekt nach dem andern am Widerstand der Anwohner gescheitert war.

Nicht nur die Launen der Witterung, sondern auch die geringe Energiedichte machen Sonne und Wind für die Stromproduktion denkbar

ungeeignet. Gemessen am Verschleiss an Ressourcen, ist der Ertrag einfach zu dürftig. Das lässt sich mit einer simplen Dreisatzrechnung veranschaulichen, die jeder Sekundarschüler nachprüfen kann. Um die Jahresproduktion des AKW Leibstadt zu ersetzen, wären 2000 Riesenwindräder (100 m Nabenhöhe) nötig. Wollte man dieselbe Strommenge mit Holz produzieren, wäre dazu ein Wald nötig, der beinahe so gross wäre wie die Schweiz.

Das Traurigste an der Geschichte: In Deutschland, wo die Energiewende mit gigantischen Mitteln noch radikaler vorangetrieben wurde als in der Schweiz, ist kein merklicher Rückgang des CO₂-Ausstosses registriert worden. Des Rätsels Lösung: Die fossilen Kraftwerke, die zum Ausgleich der Schwankungen des Flatterstroms von Wind und Sonne unverzichtbar sind, konnten nicht abgestellt werden. Wegen des unsteten Bedarfs produzieren sie bloss weniger effizient.

Doch weil nicht sein kann, was nicht sein darf, klammert sich der Bundesrat an seine in die Energiestrategie 2050 gegossene Wende. In einer Flucht nach vorne wurde das Projekt sogar noch ausgeweitet: neben dem Atomstrom will man auch den Treibstoff für den Strassenverkehr und die Heizungen durch Alternativstrom zu ersetzen. Um zu erkennen, dass diese Rechnung nicht aufgehen kann, reichen die Rechenkünste eines Primarschülers. Der Wahnwitz dahinter lässt sich rational kaum noch erklären. Das ist Stoff für Psychotherapeuten.

Das CO₂-Gesetz war ein zentraler Pfeiler der Energiestrategie 2050. Der Souverän, allen voran die Landbevölkerung, hat am Wochenende mit seinem Nein die Notbremse gezogen. Die politischen Schockwellen lassen zumindest hoffen, dass der Weckruf gehört wurde. Denn je weiter wir uns in die Traumwelt der Energiewende hineinmanövrieren, desto schwieriger wird es, wieder herauszufinden. Die Zeit drängt. Spätestens wenn Deutschland in zwei Jahren seine Kernkraftwerke abschaltet, dürfte es auch für die Schweiz eng werden.

Dabei ist die Energie- und insbesondere die Stromversorgung vital für jede moderne Zivili-

sation. Ohne Elektrizität läuft gar nichts – kein Zug, kein Computer, keine Heizung, keine Fabrik, kein Spital, keine Schule, keine Verwaltung. Eine anhaltende Strommangellage wird denn auch vom Bundesamt für Bevölkerungsschutz (Babs) seit Jahren als bedrohlichstes und wahrscheinlichstes Katastrophenszenarium für die Schweiz ausgewiesen – weit vor einer Pandemie und einer Kernschmelze.

Der Volksentscheid schreit nach einem Marschhalt. Man muss nicht gleich alles über Bord werfen, aber die ideologische Erstarrung lösen und Alternativen ins Auge fassen. Der Zeitpunkt wäre günstig. Die Corona-Krise hat tektonische Verwerfungen in der politisch-ideologischen Landschaft ausgelöst, deren Folgen wir erst erahnen können. Fronten verschieben sich.

Erdgas im Überfluss

Mit Verwunderung stellen wir fest, dass dieselben Kreise, die kürzlich noch gentechnisch veränderten Mais als Teufelszeug verdammt, nun die Unfehlbarkeit der Wissenschaft beschwören und die ganze Bevölkerung mit Gentech-Impfungen beglücken wollen. Bürgerliche Politiker rufen mit ihren einstigen Gegnern nach mehr Staat. Beim Corona-Widerstand verbünden sich im Kampf gegen diesen Staat alte Linke mit neuen Rechten, denen sie zuvor kaum in die Augen geschaut hätten.

Dass Schadstoffemissionen nach Möglichkeit vermieden werden sollten, ist unbestritten. Doch Sachlichkeit wäre zielführender als Panikmache. Beim Blick über den Tellerrand stellt man schnell fest, dass den USA in den letzten fünfzehn Jahren weltweit die grösste Reduktion des CO₂-Ausstosses gelungen ist. Und zwar allein mit dem Umstieg von Kohle auf Gas bei der Stromproduktion. Anders als die Deutschen, die gerne eine grosse Klappe haben, aber keine Resultate liefern, machten die Amerikaner mit dem Gas-Fracking sogar noch ein lukratives Geschäft.

Der amerikanische Weg dürfte sich deshalb in der näheren Zukunft durchsetzen, vor allem auch in Entwicklungsländern. Denn Erdgas ist weltweit im Überfluss vorhanden. Es erzeugt bei der Verbrennung zwar auch Schadstoffe, aber in



China hat seine nukleare Stromproduktion in den letzten zehn Jahren verfünffacht.

markant geringerem Mass als Kohle oder Erdöl. Mit Gas, ob in flüssiger Form oder komprimiert, lassen sich konventionelle Benzinmotoren betreiben, was in vielen Ländern bereits heute im grossen Stil geschieht. Das Gasfahrzeug lässt mehr Optionen offen als das batteriebetriebene Auto, das wegen seines hohen Verschleisses an Ressourcen ohnehin eine zweifelhafte Ökobilanz ausweist. So lassen sich Gasautos mit Methan betreiben, das aus Wasserstoff synthetisch hergestellt werden kann.

Realistischerweise muss man wohl davon ausgehen, dass auch die Schweiz mittelfristig ihre Lücken mit Gas auffüllen wird, sofern sie sich bei der Stromversorgung nicht auf Gedeih und Ver-

Die chinesischen Reaktoren kosten bloss einen Viertel und können schneller gebaut werden.

derb den Importen aus dem angrenzenden Ausland ausliefern will. Gaskraftwerke sind relativ günstig, schnell und einfach zu bauen. Das Teuerste ist der importierte Treibstoff. Allerdings wird damit der Ausstoss von CO₂ nicht sinken, sondern steigen. Das ist bitter für ein Land, das so stolz war auf seinen praktisch emissionsfreien Strom und weltweit auch darum beneidet wurde. Mit rund fünf Tonnen pro Jahr und Kopf stossen die Schweizer fast halb so viel Kohlenwasserstoff aus wie die Deutschen. Das wird mit Gaskraftwerken wohl Geschichte sein.

Wenn man die Vermeidung der Emissionen zum Mass aller Dinge macht, bleibt der Schweiz

nicht viel anderes als die Kernenergie. Bis in die 1960er Jahre wurde der Strom in der Schweiz fast ausschliesslich mit Wasser erzeugt. Während der Neubau von Stauseen damals immer schwieriger wurde, scheiterten sämtliche Vorhaben von Ölkraftwerken am massiven Widerstand der Bevölkerung. Notgedrungen setzte der Bund – mit Unterstützung des Naturschutzbundes und der Sozialdemokraten – auf die damals neuartige Kernenergie.

Aus Schweizer Sicht war die Kernenergie eine Erfolgsgeschichte. Sie hatte auch den Vorteil, dass der Brennstoff Uran bei den Kosten nicht ins Gewicht fällt, leicht zu lagern ist und bei Bedarf sogar in den Walliser Alpen abgebaut werden könnte. Erst in den 1970er und 1980er Jahren entdeckten die grünen Bewegungen, die sich damals aus den abgehalfterten marxistischen Kaderparteien herauschälten, die diffusen Atomängste als politisches Vehikel. Beim Stimmvolk kamen sie damit nie durch.

Günstige Serienfertigung

Über ein halbes Dutzend Ausstiegs-Initiativen scheiterten an der Urne, die letzte 2016 mit 54,2 Prozent Nein-Stimmen. Der Bau jeder Atomanlage in der Schweiz wurde von der Anrainergemeinde an der Urne gutgeheissen. Auf der politischen Bühne gelang es den Linksparteien 2017, den langfristigen Atomverzicht in die Energiestrategie 2050 einzubauen.

Dieser Passus im Energiegesetz ist allerdings nicht in Stein gemeisselt. Es gab nie eine separate Abstimmung darüber. Die bürgerlichen Parteien stimmten ihm zu, weil sie den Neubau von

Kernkraftwerken als politisch aussichtslos erachteten, das Stimmvolk konnte nur über das Gesamtpaket abstimmen. Das Parlament kann das Kernenergieverbot jederzeit wieder aus dem Gesetz streichen. Den Atomgegnern stünde es frei, dagegen das Referendum zu ergreifen.

Das wäre der Ausweg aus der Sackgasse: Der Souverän müsste dann entscheiden, ob er die Option Kernenergie in die Energiestrategie 2050 aufnehmen möchte oder nicht.

Die Kernenergie weist eine fast unschlagbare CO₂-Bilanz aus. Weltweit ist der Atomstrom nach wie vor im Vormarsch. Namentlich China hat seine nukleare Stromproduktion in den letzten zehn Jahren verfünffacht. Bis 2035 will das Reich der Mitte diesen Wert noch einmal vervierfachen («Chinas strahlende Zukunft», *Weltwoche* Nr. 10/21). Die chinesischen Kernreaktoren weisen dieselben Standards und Merkmale auf wie die europäischen Meiler der Generation III+, die zurzeit in Grossbritannien, Frankreich und Finnland erstellt werden – nur kosten sie bloss einen Viertel (rund 2,5 Milliarden Dollar) und können schneller gebaut werden, weil sie in Serie gefertigt werden.

Wenn man den Bau eines neuen konventionellen AKW in der Schweiz für politisch nicht umsetzbar hält, gibt es erst recht keinen Grund, prinzipiell auf die Kernspaltung zu verzichten. Weltweit wird an Reaktoren der Generation IV gearbeitet, die eine Kernschmelze physikalisch ausschliessen und auch keine langstrahlenden Abfälle mehr hinterlassen. Auf diese Option zu verzichten, ist schlicht dumm und verantwortungslos.

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo* und Apple* sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**

Aufstand in Texas

Gegen den Willen von Präsident Biden hat Greg Abbott die Maskenpflicht aufgehoben und ein Verbot für den Impfpass erlassen. Jetzt will der Gouverneur von Texas eine Mauer bauen.

Urs Gehriger

Kaum hatte Joe Biden das Amt des Präsidenten angetreten, stoppte er den Mauerbau und stellte Trumps erfolgreiche Grenzpolitik auf den Kopf. Seither erlebt Amerika die grösste Migrationskrise seit Jahrzehnten.

«Don't mess with Texas», sagt nun Gouverneur Greg Abbott. Leg dich nicht mit Texas an. Getrieben vom legendären Slogan, der den Freiheitsgeist des *Lone Star State* auf den Punkt bringt, erklärt Abbott: «Wir müssen eine Grenzmauer bauen.»

3145 Kilometer lang ist die Grenze, die Texas mit Mexiko teilt. Migranten aus 160 Ländern seien in den letzten Monaten aufgegriffen worden. Das Land werde mit Drogen überschwemmt. «Unsere Behörden in Texas haben in den ersten vier Monaten dieses Jahres genug Fentanyl beschlagnahmt, um 21 Millionen Menschen zu töten.»

Abbott kündigte ein Massnahmenpaket im Umfang von einer Milliarde Dollar an, mit dem die Ordnung wiederhergestellt werden soll. «Wir werden jeden verhaften, der illegal die Grenze überquert.»

Statt sie den Bundesbehörden zu übergeben, würden die Verhafteten in lokale Gefängnisse gesteckt. «Wir wollen eine Situation schaffen, in der [illegale] Migranten den Staat Texas nicht betreten wollen», sagte er unter tosendem Applaus von Grenzbeamten letzte Woche in Del Rio. «Es ist nicht der rote Teppich, den die Bundesregierung für sie ausgerollt hat. Im Staat Texas wandern sie ins Gefängnis.»

Schlüssel zum Triumph

Mit Abbott stösst Präsident Biden auf einen hartnäckigen Kontrahenten. «Ausdauer» sei sein Lebensprinzip, so Abbott, der schon in jugendlichen Jahren hart geprüft wurde. Zuerst starb der Vater, und er übernahm Verantwortung für die Familie. Dann holte das Schicksal aus zum zweiten Schlag. «Ich war gerade am Joggen, wie jeden Tag, und dann

– bam! – ein riesiges Explosionsgeräusch direkt neben mir.» Durch einen Zufall krachte ein Baum auf Abbott. «Ich stand buchstäblich an der Schwelle des Todes.» Abbott überlebte. Seither ist er von der Hüfte abwärts gelähmt.

Als er damals vor Schmerzen beinahe erstickt sei, habe er sich geschworen, «niemals aufzugeben», so Abbott in einem Video auf seiner persönlichen Website. Im Rollstuhl machte Ab-



«Don't mess with Texas»: Gouverneur Abbott.

bott das Anwaltsdiplom und zog ins Oberste Gericht von Texas ein, berufen vom damaligen Gouverneur George W. Bush. 2002 stieg er auf zum Justizminister, und seit 2015 ist er Gouverneur im zweitgrössten Bundesstaat der USA.

Als Schlüssel zum Triumph über seine persönliche Tragödie bezeichnet Abbott harte Arbeit, eisernen Willen und den Glauben an Gott – Prinzipien, die bei urbanen Eliten als provinziell und primitiv verpönt sind. Für Linke ist der Abtreibungsgegner, Befürworter fossiler Energie und Gegner des Green Deal ein tiefrotes Tuch. Seine Politik sei von Fremdenfeindlichkeit getrieben, werfen sie ihm vor. Was den vierschrötigen Texaner wenig beeindruckt.

Seine Frau Cecilia, mit der er seit fast vier Jahrzehnten verheiratet ist, ist die Enkelin mexikanischer Immigranten. Er sei nicht gegen Einwanderung, erklärt Abbott, aber

diese müsse in rechtlichen Bahnen erfolgen. Mit Biden als Kontrahenten läuft Abbott zu Hochform auf. Entschlossen widersetzt er sich den Erlassen aus dem Weissen Haus. Anfang März hob er in Texas die Maskenpflicht auf und öffnete die Wirtschaft. Biden, der damals in der Öffentlichkeit gleich zwei Masken aufsetzte, war ausser sich. Die Aufhebung des Maskenzwangs gleiche dem Verhalten primitiver Höhlenmenschen, es entspreche «Neandertaler-Denken».

Kampf gegen «Zuckerbucks»

Ist Texas seither in die Covid-Hölle abgestiegen, hat Abbott mit seiner Entscheid die nationale Sicherheit gefährdet? Gut zwei Monate nach dem Maskenentscheid vermeldete der 30-Millionen-Einwohner-Staat Texas null Covid-Todesfälle. Letzte Woche schliesslich verkündete Abbott per Video-Post auf Twitter: «Texas ist zu 100 Prozent offen.» Um maximale Bewegungsfreiheit zu garantieren, erliess er ein Gesetz, das es Unternehmen und staatlichen Behörden in Texas verbietet, einen Impfpass zu verlangen. «Texaner

sollten die Freiheit haben, dorthin zu gehen, wo sie wollen, ohne Grenzen, Einschränkungen oder Anforderungen.»

Am letzten Samstag der vorläufig jüngste Streich: Abbott legte der privaten Finanzierung von Wahlverwaltungen per Gesetz die Daumenschrauben an. Dieses verbiete es privaten Gruppen, «Millionen auszugeben, um Wahlen zu beeinflussen, wie Zuckerberg und andere es in Texas getan haben». Facebook-CEO Mark Zuckerberg hatte bei den letzten Präsidentschaftswahlen über 400 Millionen Dollar an Institutionen gespendet, die Wahlbehörden in zahlreichen Bundesstaaten finanzierten. 36 Millionen «Zuckerbucks» flossen allein nach Texas. Die Organisation von Wahlen sei eine staatliche Aufgabe, «in die sich Wahlbeeinflusser nicht einmischen dürfen», erklärte der Gouverneur. *Don't mess with Abbott.*

Warum die Labor-Theorie Humbug ist

Es ist verständlich, dass Leute wie Donald Trump oder Joe Biden uns in dieser aussichtslosen Lage einfache Erklärungen anbieten.

Linus Reichlin

Hat die CIA das Coronavirus in einem amerikanischen Genlabor in Fort Detrick hergestellt und dann in Wuhan verbreitet? Das würde Sinn machen, denn die USA befinden sich in einem unerklärten Kalten Krieg gegen China, und der Versuch, die chinesische Wirtschaft durch eine Epidemie zu schädigen, ist aus dieser Sicht eine gute Idee. Aber natürlich ist es schiefgegangen! Das Virus hat sich in China nicht in erhofftem Ausmass verbreitet, dafür umso dramatischer in den USA selbst.

Es ist ja nicht das erste Mal, dass die CIA stümperhafte Arbeit auf dem Gebiet der biologischen Kriegsführung geliefert hat. Schon 1977, als der amerikanische Geheimdienst das HI-Virus herstellte, geriet das Ganze ausser Kontrolle. «Aids-Virus aus dem CIA-Labor?», titelte der *Spiegel*, und Bücher wie «The Second Holocaust: How the AIDS Epidemic Was Created in a CIA Black Operation» fanden reichlich Leser. 1992 vertraten in einer Umfrage 15 Prozent der Amerikaner die Meinung, dass das Aidsvirus in einem US-Regierungslabor willentlich hergestellt worden sei, um damit Afroamerikaner zu infizieren.

Evolutionäres Business as usual

Heute glauben 23 Prozent der Amerikaner, das Coronavirus sei in einem chinesischen Labor konstruiert worden. So ändern sich die Zeiten. Der Unterschied ist allerdings, dass man die Umfrageteilnehmer von 1992 in Schutz nehmen muss: Damals war die Sequenzierung von Genomen noch nicht so weit fortgeschritten wie heute. Für Laien ist schwer vorstellbar, dass Genetiker mittlerweile mit Elektronenskalpellen einzelne Molekülketten aus der DNA von Lebewesen heraustrennen und im Erbgut von Fliegen, Fröschen oder Mäusen Gene buchstäblich hin und herschieben, so dass einer Fruchtfliege beispielsweise ein Bein anstatt eines Fühlers wächst. Je komplexer die DNA eines Lebewesens ist, desto schwieriger ist die Manipulation der



Die Distanz zwischen Mensch, Nutz- und Wildtieren ist dramatisch geschrumpft.

Gene, aber das Erbgut von Viren ist vergleichsweise einfach aufgebaut. Man weiss, welche RNA-Abschnitte etwa für die Herstellung der Proteine zuständig sind, mit denen das Coronavirus an die menschlichen Zellen andockt. Auf diesem Wissen basieren die Impfstoffe von

Wir leben Schulter an Schulter mit Rindern, Schweinen, Hühnern und mittlerweile auch mit Wildtieren.

Biontech und Moderna. Dank der modernen Gen-Zerschnippelungsmethoden könnte man nun das Andockprotein theoretisch manipulieren und es effizienter machen.

Es ist wie mit Automotoren: Wir wissen genau, wie sie funktionieren, und wer sich damit auskennt, kann durch den Einbau eines anderen Elektronikchips die Leistung des Motors erhöhen. Dazu verwendet man aber natürlich nicht einen Chip, der als Nebenwirkung auch noch die Klimaanlage des Wagens ständig auf 35 Grad Celsius hochfährt. Beim Tunen seines Autos macht man vielleicht Fehler, aber die korrigiert man, bis alles perfekt funktioniert.

Nun könnte es natürlich sein, dass die Genetiker des Instituts für Virologie in Wuhan das Coronavirus freigesetzt haben, bevor sie es korrigieren konnten. Und es hätte tatsächlich eine Menge zu korrigieren gegeben! Das Coronavirus hat in unserem Leben eine immense Bedeutung bekommen, aber rein sachlich, rein genetisch betrachtet, ist es ein stinknormales Virus aus der Familie der Coronaviridae, die bereits 1960 bekannt waren und die bei allen Wirbeltieren unterschiedliche Krankheiten hervorrufen. Das aktuelle Coronavirus weist einerseits Neuerungen auf, andererseits enthält sein Erbgut aber auch genetische Mängel, die ein menschlicher Konstrukteur entdeckt und beseitigt hätte. Es ist kein hochentwickeltes Killervirus, sondern evolutionäres *business as usual* – und man darf ruhig auch einmal sagen,

dass die Evolution keineswegs immer Perfektes hervorbringt, sondern in der Regel sogar ziemlich viel Schrott: Was nicht gerade völlig untauglich ist, überlebt.

Aber wie gesagt: Vielleicht kamen die chinesischen Virologen einfach nicht mehr dazu, die offensichtlichen Mängel des Coronavirus zu beseitigen. Es steht jedem frei, das zu glauben. Nur beraubt man sich dadurch einer wichtigen Einsicht: nämlich der, dass das Coronavirus selbst nur ein Symptom einer viel grösseren und viel gefährlicheren Seuche ist. Bereits das eingangs erwähnte HI-Virus steht mit dieser Seuche im Zusammenhang. Die Ansicht, die CIA habe es erzeugt, wurde unter anderem dadurch widerlegt, dass man die Zwischenwirte entdeckte, und zwar im Dschungel Afrikas. Im Kot von Schimpansen und Gorillas wurden Antikörper gegen das Aidsvirus gefunden. Das bedeutete, dass das Virus durch den Verzehr von Affenfleisch auf den Menschen übersprungen war.

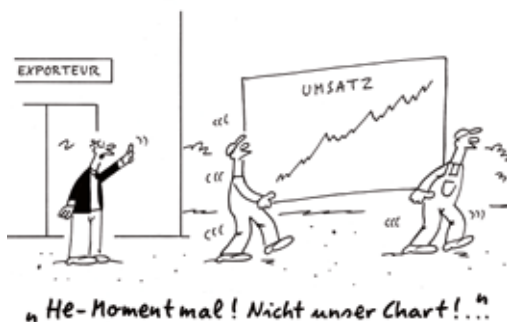
Doch warum war das nicht schon vor 200 Jahren geschehen? Weil selbst im afrikanischen Dschungel die räumliche Distanz zwischen Menschen, Nutztieren und Wildtieren inzwischen dramatisch geschrumpft ist. Und

umso mehr in den dichter besiedelten Gegenden des Planeten. Wir alle kennen die Zahlen: Seit 1960 hat sich die Erdbevölkerung verdoppelt. Aber ebenso hat sich die Zahl der Nutztiere verdoppelt, sie beträgt heute rund achtzig Milliarden. Es gibt – rein aufgrund des Volumens, den jeder Menschen- und Tierkörper einnimmt – auf der Erde immer weniger Distanz zwischen Mensch und Tier. Während wir uns einerseits mental den Tieren entfremdet haben, sind wir ihnen räumlich so nahe wie noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Wir leben schon fast Schulter an Schulter mit Rindern, Schweinen, Hühnern, anderen Menschen und – das vor allem – mittlerweile auch mit den Wildtieren, deren Lebensraum immer mehr schrumpft und in denen viele noch unbekannt Viren hausen.

Früher kam der Mensch mit diesen Wildtieren kaum je in näheren Kontakt. Aber heute laufen Wildschweine durch die Gärten von Villenbewohnern, Marder über die Dächer von Krankenhäusern. Fledermäuse scheissen auf das Futter von Rindern, Rinder fressen die darin enthaltenen Viren, und wir essen diesen saftigen Virecocktail an der Sommergrillparty zwischen knusprigen Brotscheiben. Man stelle sich vor, wie diese Situation aus Sicht der Natur aussieht: Eine nie dagewesene Zahl von acht Milliarden Trockennasaffen (*Homo sapiens*) lebt in nächster Nähe zu achtzig Milliarden Nutztieren und Abermillionen von Wildtieren, deren geschrumpfte Lebensräume sich immer engmaschiger mit denen der Menschen und Nutztiere überschneiden.

Pest als Strafgericht Gottes

Die Natur reagiert so, wie sie es bei Überpopulationen immer tut, egal, ob bei Feldhasen oder Menschen: Dezimierung durch Seuchen. Man muss also kein Prophet sein, um vorherzusagen, dass wir in den nächsten Jahren jedes einzelne Virus bekommen werden, das irgendwo in einem Wild- oder Nutztier schlummert. Das ist angesichts der täglich zunehmenden räumlichen Nähe von Mensch, Nutz- und Wildtier gar nicht zu verhindern. Deswegen ist es verständlich, dass Leute wie Donald Trump oder Joe Biden uns in dieser aussichtslosen Lage einfache Erklärungen anbieten wie die, dass das Virus aus China stamme: Es ist die moderne Form der mittelalterlichen Erklärung, dass die Pest ein Strafgericht Gottes sei.



Weltwoche Nr. 24.21
Cartoon: Kai Felmy

Mit wehenden Fahnen

Zum Schweizerischen Fussballverband (SFV) gehören 286 000 lizenzierte Spieler, die in 14 593 Teams aktiv sind. Der D. l. n. Frischauf Seefeld gehört nicht dazu.

Peter Marti

Das erste Spiel des D. l. n. Frischauf Seefeld fand am 28. Juni 1969 auf der Allmend Brunau in Zürich statt. Es endete mit einer knappen Niederlage, was sich seither wie ein roter Faden durch die Geschichte des Vereins zieht. Seit diesem Datum ist der Klub auf der Suche nach dem Sieg. Vielleicht verhindert ihn das komplexe Aufnahmeverfahren. Bekannte Persönlichkeiten versuchten dem Klub beizutreten. Etwa Roger Schawinski, dessen Ehrgeiz ihm nach dem ersten Trainingsbesuch als Gast des Klubs zum Verhängnis wurde.

Zuviel davon, befanden die Klub-Mitglieder. Oder Filippo Leutenegger, der sich nach einem kurzen Gastspiel bis auf weiteres verletzt abmeldete. Leidenschaft ist in diesem Klub gefragt, aber keine übermässige Aspiration. Denn man muss bereit sein zu verlieren. In jedem Match. Gemäss diesem Credo rennen so bekannte Mitglieder wie Pepe Lienhard oder die Komiker/Texter Claudio Zuccolini und Domenico Blass dem Ball hinterher. Als Präsident amtiert Walter Bosch, Journalist, Unternehmer und Werber. Weitere Werber und Medien-Vertreter sind Geri Aebi (Wirz AG), Peter Lesch und Michael Frank (CEO Goldbach Group AG). Als Kassier amtiert Martin Fueter, ehemals Condor-Films-Inhaber und Sohn der legendären Anne-Marie Blanc.

Zuversicht und Siegeswille

Das selektive Aufnahmeverfahren führt zwangsläufig zu einer Überalterung des Teams. Aber auch junge, spritzige Stürmer wie Daniel Pünter (Bereichsleiter Doku und Reportagen beim Schweizer Fernsehen) oder Nicolas Maeder (Gastronom der Dieter-Meier-Betriebe) helfen wenig. Denn diese talentierten Neumitglieder sinken rasch auf das Leistungsniveau der Gründer ab, die heute 65 bis 75 Jahre auf dem Buckel haben. Ein Trainingsbesuch (jeden Montag um 18 Uhr, Sportanlage Lengg, Zürich) zeigt, wie sich das Team im Slow-Motion-Tempo bemüht, Tore zu schießen. Körperliche Defizite haben das Team glücklicherweise nie daran gehindert, jedes Spiel mit Zuversicht und unbedingtem, sichtbarem Siegeswillen anzugehen.

Beim Fussball verkompliziert sich alles durch die Anwesenheit der gegnerischen Mannschaft. Basierend auf diesem Zitat von Jean-Paul Sartre, hat der Verein im Laufe seiner Geschichte nicht nur die Fifa-Regeln (Stand Juli 2004) verinnerlicht, sondern auch einige wesentliche Ausnahmen formuliert:

— Ein Spiel gilt dann als gewonnen, wenn sein Verlauf die schlimmsten Befürchtungen des Trainers bestätigt.

— Das numerische Resultat eines Spieles kann durch die Anzahl Tore, die rein gedanklich erzielt worden sind, ergänzt werden.

— Spieler, die sich in die gegnerische Platzhälfte verirren, sind von der Offside-Regel befreit, sofern ihr IQ nicht ausreicht, um ein Offside zu erkennen.

Nun, auch diese Erleichterungen verhindern Niederlagen in Serie nicht. Übrigens: Der Name des traditionsreichen Klubs entstand während eines Nachtessens. Im Laufe einer hitzigen Debatte kristallisierte sich zuerst der Name «Wacker Seefeld» heraus. Ein Gründungsmitglied rief dazwischen: «Dänn lieber no Frischauf Seefeld!» Der mündliche Einwurf wurde zum Beschluss erhoben. Seither heisst der Verein D. l. n. Frischauf Seefeld.

Das Team des D. l. n. Frischauf Seefeld wird am Mittwoch dieser Woche gemeinsam das zweite Spiel der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft gegen Italien verfolgen. Aufgrund der starken italienischen Mannschaft folgt auf das wenig überzeugende Unentschieden gegen Wales (1:1) vermutlich eine Niederlage gegen Italien. Ein Resultat, das beim D. l. n. Frischauf Seefeld seit über fünfzig Jahren Programm ist. Deshalb hätte der Coach der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft besser den D. l. n. Frischauf Seefeld hingestellt. Ganz nach dem Vereinsmotto: «Bereit sein zu verlieren». Aber eben: mit Leidenschaft.

Im Internet: www.dln.ch

Peter Marti ist Werber und Unternehmer. Seit 1984 linker Flügel des D. l. n. Frischauf Seefeld.

Wie Buchhalter Nötzli auf Abwege kam

Wenn eine Firma verloren schien, kam Hans Ziegler, der analysierte, zerlegte, rettete. Später wurde klar, dass er seine Stellung ausgenützt hatte. Jetzt steht er vor Gericht.

René Lüchinger

Das Image des Asketen hat Hans Ziegler stets sorgsam gepflegt. Hageres Gesicht. Die schlaksige, fast ausgemergelte Figur eines Langstreckenläufers. Kurzhaarschnitt, Denkerstirn. Auf der Nase eine meist randlose Brille. Ein der Sache verpflichteter «Sanierer der Nation», wie sich der ehemalige KV-Stift Hans Ziegler gerne nennen liess. Es ist die sorgsam zusammengekleisterte Fassade eines Aufsteigers, der in den 1990er Jahren in der Teppichetage der Schweizer Wirtschaft angekommen war und sich in der Rolle des «lender of last resort» so sehr gefiel, als einer, der erst Hand anlegt, wenn andere längst das Handtuch geworfen oder das Weite gesucht haben: Hans Ziegler aber kam, sah und sanierte, wie ein Firmenarzt, der das Chirurgenhandwerk beherrscht, schlängelnden Unternehmen vor der letzten Ölung die rettende, lebensverlängernde Medizin einzuträufeln. So einer gibt sich mit Vorteil als Asket. Es geht bei diesen Operationen schliesslich immer um schmerzhaft Eingriffe: um Firmenschliessungen, Personalabbau, Verkäufe.

Askese und Gier

1996 etwa bei der Elektronik-Handelskette Interdiscount, die in Schieflage geraten war: Das Unternehmen wickelte er ab und verkaufte es an Coop. Die bankrotte Erb-Gruppe zerschlug er und verkaufte die Einzelteile. Er sanierte die überschuldete Swisslog, engagierte sich sanierend bei der Modekette Charles Vögele oder dem Industriekonzern OC Oerlikon. Wo es brannte, kam Ziegler mit seinem Löschfahrzeug, und als Dank für den Einsatz wurde der selbstlos wirkende Hans Ziegler zeitweise in über siebzig Verwaltungsräte berufen. Und er verdiente wohl gut mit seinem Tun.

Doch Hans Ziegler konnte den Hals offenbar nicht voll bekommen. So wurde neben dem Konterfei des Asketen das zweite Gesicht des Hans Ziegler sichtbar – es ist die Fratze der Gier. Im Jahre 2017 brummte ihm die Finanzmarktaufsicht (Finma) eine Rekordbusse von 1,2 Millionen Franken wegen Insiderhandels auf. Noch nie hatte die Behörde hierzulande für sogenanntes Frontrunning eine höhere Strafe ausgesprochen.

Er habe sein Insiderwissen mehrfach für Finanzgeschäfte genutzt und sich so unrechtmässig bereichert, begründete die Finma damals ihren happigen Bussenentscheid.

Das war der Augenblick, in welchem das sorgsam ziselierte Image des Saubermanns kippte. Einige Tage sass Hans Ziegler gar in Untersuchungshaft, und auch die Bundesanwaltschaft (BA) hatte sich längst an seine Fer-



Insiderhandel? Sanierer Ziegler.

sen geheftet, ermittelte wegen mutmasslichen Insidervergehens, Verletzung des Geschäftsgeheimnisses, wirtschaftlichen Nachrichtendienstes, ja gar wegen Bestechung.

Mittlerweile läuft der Prozess vor dem Bundesstrafgericht in Bellinzona, und die 208 Seiten starke Anklageschrift offenbart ein groteskes System der Bereicherung von geradezu dürrenmattscher Dimension. Gleichzeitig ist

Er sass in vielen Verwaltungsräten und erhielt laufend Informationen, die sich zu Geld machen liessen.

dieses derart dilettantisch gestrickt, dass sich ein Unbeteiligter fragen muss: Wie konnte ein sogenannter Profisanierer und Multi-Verwaltungsrat ernsthaft glauben, dass solches unentdeckt bleiben würde? Oder schlummerte in der gierigen Seele der unbewusste Wunsch, entdeckt zu werden?

Das System Ziegler, wie es die Anklageschrift zeichnet, ging so: Der Protagonist sass in zahlreichen Verwaltungsräten und erhielt dort laufend Informationen, die sich zu Geld machen liessen. Ein nun ebenfalls angeklagter Komplize sass derweil in einer international tätigen Finanzberatung und schob Ziegler ebendort einen Vertrag als Senior Advisor zu, der diesen verpflichtet haben soll, wertvolle und vor allem kommerziell verwertbare Inputs zu liefern. So wanderten Insiderinformationen von Ziegler zum Komplizen, dessen Finanzfirma daraus laut der Anklageschrift Kapital schlug und Ersterem eine Entschädigung von knapp 150 000 Franken zahlte.

Kompass ausser Kraft

Die BA wertet dies als Bestechung, und da Informationen auch ins Ausland flossen, sieht sie auch den Straftatbestand des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes als erfüllt an. Damit nicht genug: Ziegler dealte auch mit Wertschriften, nutzte dabei seine Insiderinformationen aus Verwaltungsräten und Beratungsmandaten und verdiente dabei rund zwei Millionen Franken. Selbst als Hans Ziegler aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, dealte er mit Insider-Informationen weiter und erwirtschaftete so innert weniger Wochen knapp eine halbe Million Franken.

Noch markiert Hans Ziegler das Unschuldslamm, und die Unschuldsvermutung gilt auch für ihn, zumindest bis zu einem Urteil, das ihn schuldig spricht. Insiderhandel? Er habe nicht mehr unterscheiden können zwischen relevanten und nicht relevanten Informationen, meinte er vor Gericht. Bestechung? Die Weitergabe von vertraulichen Informationen sei zwar ein Fehler gewesen. Seine Beziehung zum Empfänger sei aber rein privater Natur gewesen, und den Beratervertrag habe er «nur aus Spass» abgeschlossen.

So kann nur einer reden, der händeringend Wortfetzen suchen muss, um nicht hinter Gitter zu müssen. Oder einer, der seinen eigenen Kompass schon länger ausser Kraft gesetzt hat.

Symbole der Nationalmannschaft

Statt die Nationalhymne zu singen, zelebrieren unsere Fussballer neuerdings den Kniefall. Dass die Leistung nachher nicht stimmte, überrascht nicht.

Mario Widmer

Lasst keine Zweifel aufkommen. Wir haben gegenwärtig die beste Schweizer Fussball-Nationalmannschaft aller Zeiten. Seit es Europameisterschaften, Weltmeisterschaften gibt, standen noch nie so viele überragende Kicker im Nationalteam. Für die hervorragende Auswahl um einen Shaqiri, einen Xhaka, einen Akanji, einen Elvedi, einen Mbabu, einen Rodríguez, einen Seferovic und einen Embolo und um solche Ergänzungen wie Sommer, Schär und Freuler müsste es eigentlich nur eine Formsache sein, sich für den Viertel-, wenn nicht den Halbfinal dieser EM zu qualifizieren. Neben den grossen Mannschaften wie Frankreich, Italien und Belgien hat niemand in Europa mehr Qualität in der Auswahl.

Bessere Chemie gewinnt

Wie, zum Teufel, ist es dann möglich, dass dieses Team gegen die bescheidenen Kicker aus der englischen Keltenprovinz Wales sich nach einem mittelmässigen Auftritt in der ersten Halbzeit noch die Butter vom Brot nehmen lässt mit dem 1:1?

Fussball, sagen die einen, denen schmerzende Fakten nicht so leicht über die Lippen fließen. Und mit politischer Korrektheit oder Gendersprache ist die Frage erst recht nicht zu beantworten. Suchen wir darum einmal über die Symbole, die von dieser Mannschaft ausgestrahlt werden, der Wahrheit ein bisschen auf den Pelz zu rücken.

Die Spieler kamen fast alle mit Lambos, Ferraris und Porsches zur Zusammenkunft. Wer solche Autos fährt, gewöhnt sich vielleicht daran, sehr vorsichtig zu sein, wenn er Gas gibt. Aber vorsichtig Gas zu geben, reicht halt im Fussball nicht weit, wenn die Gegner zu beissen und zu kratzen beginnen, wie es so schön heisst und wie in Baku geschehen.

Das zweite Symbol kam beim Abspielen der Nationalhymnen vor den etwa 500 in nationa-



Mysteriöser Leistungsabbau: Shaqiri.

len Trachten mitsingenden Fans auf der Tribüne. Mit Ausnahme der Garnitur des Teams, Sommer, Freuler und Schär, sahen die Schweizer schweigend in weitentfernte Welten, während die Waliser ihr keltisches «Hen Wlad Fy Nhadau» in den Himmel schmetterten, das von tapferen Kämpfern, hervorragenden Patrioten und von für Freiheit gemeinsam vergossenem Blut berichtet. Keine Frage, wer von den beiden Teams sich da in heissere Lust zum Kampf beförderte. Und als die Schweizer sich dann noch kurz vor dem Anpfiff auf die Solidarität zu in den USA von der Polizei brutal behandelten *people of color* konzentrierten und gemeinsam niederknieten, musste man schon befürchten, was kommen sollte.

Fussball, das ist eines der Geheimnisse dieses faszinierenden Sports, wird nicht von einem Team der besseren Spieler gewonnen. Und gute

Menschen sind im Fussball meist nur gute Verlierer. Es gewinnt jenes Team, das die bessere Chemie aufweist. Die bessere Mischung von Spielern, genialen Spielern und beherzten Kämpfern, bessere Leader. Wer sich an die grossen Teams etwa von Italien, Argentinien oder auch Spanien erinnert, sieht und hört mit Garantie noch den unglaublichen italienischen Torhüter Buffon, wie der vor jedem Spiel seine Hymne auf Italia in den Himmel schmetterte, damit sein Team zu einer Einheit verschwor und ein Stück besser machte.

Ich weiss, in der Schweiz ist es politisch nicht mehr korrekt, zu verlangen, dass ein Team in einem internationalen Wettkampf sich zu einer nationalen Einheit verschweisst und damit diese geheimnisvolle Kraft aus der Gruppendynamik schöpft, von der schon die ersten Menschen wussten, als sie von den Bäumen stiegen.

Lambos, Ferraris, Porsches

Seit der Mainstream zum Massstab von Sitten, Moral, Leben und Tod geworden ist, würde man es bei uns gewiss mehr

schätzen, wenn unsere Nationalmannschaft die Internationale anstimmte, statt stolz darauf zu sein, die Schweiz in einem (Wett-)Kampf zu vertreten und sich mit dem Singen der nationalen Hymne dazu in Stimmung zu bringen.

Tatsächlich. Der Grund für den mysteriösen Leistungsabbau in Baku gegen Wales hat mehr mit der verständlichen Liebe von verwöhnten Spielern zu Lambos, Ferraris und Porsches zu tun, ist mehr Produkt von bei der Nationalhymne schweigenden Fussballern, ist mehr die Quintessenz davon, dass es wichtiger für unsere Spieler ist, gute Menschen zu sein denn heisse Kämpfer für die Nation. Es hatte wenig mit einer falschen Auswechslung des Coachs zu tun, viel mehr mit einer falschen Auswahl.

Mario Widmer war viele Jahre lang Sportchef des *Blicks* und Manager von Martina Hingis.

«Staatlich gefördertes Duckmäusertum»

Der ehemalige Chef des deutschen Verfassungsschutzes wird als Antisemit verleumdet. Böser Wille oder historische Ahnungslosigkeit – oder beides, erwidert Hans-Georg Maassen.

Henryk M. Broder

Hans-Georg Maassen, von 2012 bis 2018 Präsident des deutschen Bundesamtes für Verfassungsschutz, wird beschuldigt, antisemitisches Gedankengut zu verbreiten. Der Vorwurf kommt aus dem Umfeld der «Fridays for Future»-Bewegung. Das Timing, vermutet Maassen, sei kein Zufall und habe nichts mit dem politischen Klima zu tun. Man wolle seine Wahl zum Abgeordneten des Bundestages verhindern.

Weltwoche: Herr Maassen, wie lange waren Sie Chef im Bundesamt für Verfassungsschutz?

Maassen: Sechs Jahre, drei Monate und fünfzehn Tage. Es war ein 24-Stunden-sechs-Tage-Job. Als ich berufen wurde von Innenminister Hans-Peter Friedrich, sagte ich ihm: «Das kann man so vier bis sieben Jahre machen, dann muss Schluss sein, dann braucht man eine andere Verwendung.»

Weltwoche: Und es hat geklappt!

Maassen: Ja, ich habe es mir zwar etwas anders vorgestellt, aber wenn man politischer Beamter ist, dann weiss man, dass man jederzeit in den einstweiligen Ruhestand geschickt werden kann. Das passiert immer wieder, aber selten unter solchen Umständen wie in meinem Fall, mit lautem Trommelwirbel.

Weltwoche: Es hatte eine gewisse Dramatik.

Maassen: So kann man es auch nennen. Es hat auch einen gewissen Unterhaltungswert für die Journalisten gehabt.

Weltwoche: Also, Sie waren über sechs Jahre Chef beim Verfassungsschutz. Können Sie mir erklären, wie Sie es geschafft haben, all die Jahre zu vertuschen, dass Sie ein Antisemit sind?

Maassen: Weil ich kein Antisemit bin. Das war ein taktisches Argument. Ich habe auch den Eindruck, dass es einigen Leuten, die sich meiner «annahmen», nicht um die Wahrheit ging.

Weltwoche: Sie wurden auch recht spät zum Antisemiten befördert.

Maassen: Erst nach meiner Entlassung. Niemand war vorher auf die Idee gekommen, in mir einen Antisemiten zu sehen, weil ich eben keiner bin. Ganz im Gegenteil, ich bin früher immer sehr gerne nach Israel gefahren, habe

dort viele Menschen getroffen, mit denen ich Freundschaften geschlossen habe. Ich habe die Israelis beneidet, weil sie so eine klare Vorstellung vom Leben haben, geprägt von der Situation um sie herum.

Weltwoche: Dass Sie gerne nach Israel gefahren sind und dass es Ihnen dort gut gefallen hat, beweist nicht unbedingt, dass Sie kein Antisemit sein können.

Maassen: Richtig. Aber als Jurist würde ich sagen, es ist eine widerlegbare Vermutung. Ich bin es einfach nicht.

Weltwoche: Mehr als eine widerlegbare Vermutung würde mich die Motivation der Leute interessieren, die Ihnen vorwerfen, dass Sie ein Antisemit sind. Meine Erfahrung ist, dass man einen solchen Vorwurf belegen muss. Wo sind die Belege in Ihrem Fall?

Maassen: Es gibt keine. Antisemitismus ist auch nicht das zentrale Thema in der Auseinandersetzung um meine Person. Es gibt einige Leute, die nicht möchten, dass ich in den Bundestag komme.

Weltwoche: Können Sie das bitte konkretisieren?

Maassen: Wir haben 299 Wahlkreise, und ich bin nur ein Kandidat in einem dieser Wahlkreise. Man beschäftigt sich aber in

«Es gibt einige Leute, die nicht möchten, dass ich in den Bundestag komme.»

den Medien und in der Politik sehr intensiv mit mir, so als würde das Ergebnis der Wahlen davon abhängen, ob ich es in den Bundestag schaffe oder nicht. Ich werde dämonisiert, der *Spiegel* schreibt, ich sei der «Mephisto», in der *Welt*, glaube ich, wurde ich der «Gottseibeiuns» genannt ...

Weltwoche: Herr Maassen, ich würde was dafür geben, wenn einer so über mich schreiben würde!

Maassen: Sie sind in einer anderen Funktion und Position. In der Politik sind das keine Empfehlungen. Aber es zeigt mir, dass die Leute,

die so argumentieren, offenbar Angst vor mir haben. Wenn sie mich für harmlos halten würden, dann würden sie sagen: «Das ist doch nur einer von 299 Direktabgeordneten, seine Macht als Abgeordneter ist sehr begrenzt.» Ich neige nicht dazu, mich zu überschätzen, aber meine Gegner oder meine Feinde tun es. Deswegen wollen sie beweisen, dass ich ein ganz übler Mensch bin, dass ich mit der AfD schwarze Messen feiere, dass ich den Müll nicht trenne, und was man sonst so sagt, wenn man jemand in Verruf bringen will. Man hat meine Dissertation gelesen, sich mit allem Möglichen beschäftigt, was ich gesagt und geschrieben habe, und jetzt bemüht man sich, mir zu unterstellen, dass ich ein Antisemit bin, weil ich Begriffe verwendet habe, die andere wohl als antisemitische Codewörter benutzen, was mir völlig entgangen war.

Weltwoche: Zur Klärung: Es geht vor allem um den Begriff «Globalist», eine antisemitische Chiffre für «Jude». Ich muss zugeben, dass ich noch nie über diesen Begriff gestolpert bin, jedenfalls nicht in den letzten 35 Jahren, seit mein Buch «Der ewige Antisemit» erschienen ist, weder bei den rechten noch bei den linken Judenhassern. «Kosmopoliten», «Ausbeuter», «Spekulanten», «Heuschrecken» als Synonyme für Juden: Das gibt es. Globalisten: Nein. Dann wäre auch der Vorstandsvorsitzende von VW ein Globalist – VW ist ein global agierendes Unternehmen.

Maassen: Ich denke, solche Feinheiten hatte Frau Luisa Neubauer nicht im Sinn, als sie mir bei «Anne Will» vorwarf, ich würde antisemitisch konnotierte Begriffe wie «Globalist» benutzen. Sie hatte keine Belege, ausser der Behauptung, ich würde Codewörter verwenden.

Weltwoche: Hat Sie das gekränkt?

Maassen: Natürlich hat mich das gekränkt. Obwohl mich inzwischen kaum etwas kränkt – ich lasse nur wenig an mich heran, um nicht verrückt zu werden. Aber: Es gibt wohl kaum einen schlimmeren Vorwurf als den, ein Antisemit zu sein ...

Weltwoche: ... ausser gegenüber jenen, die es tatsächlich sind.



«Es ist einiges durcheinandergeraten in Deutschland»: CDU-Politiker Maassen.

Maassen: Ja, aber der Missbrauch dieses Begriffes zu politischen Zwecken ist ein Übel. «Faschist» oder «Nazi» übrigens auch. Wenn man sieht, wie oft und wie willkürlich diese Begriffe eingesetzt werden, könnte man meinen, es habe noch nie so viele «Faschisten» und «Nazis» in Deutschland gegeben wie heute. Es ist entweder böser Wille oder historische Ahnungslosigkeit oder beides. Jedenfalls ein Mittel, um politische Gegner aus dem Weg zu räumen.

Weltwoche: Ich wundere mich, dass Leute, die mit einer durch und durch antisemitischen Bewegung wie BDS sympathisieren, die zum Boykott von Israel aufruft, Ihnen vorwerfen, ein Antisemit zu sein.

Maassen: Das wundert mich auch. Vermutlich bin ich auch deswegen ein Antisemit, weil ich mich mit Israel solidarisiere.

Weltwoche: Aus der Sicht der Antifa: ganz bestimmt.

Maassen: Es ist einiges durcheinandergeraten in Deutschland. Gedanklich, menschlich und

politisch. Wir hören jeden Tag: «1933 darf sich nicht wiederholen!», «Nie wieder Auschwitz!», und die gleichen Leute, die mit solchen Parolen um sich werfen, haben keine Skrupel, zu behaupten, Israel gefährde den Weltfrieden und wir sollten Israel auf keinen Fall militärisch unterstützen, das würde den Konflikt mit den Palästinensern nur anheizen.

Weltwoche: Haben Sie daran gedacht, gegen Frau Neubauer rechtlich vorzugehen, vielleicht mit Hilfe einer einstweiligen Verfügung?

Maassen: Ich bin ja Jurist, und das habe ich mir schon überlegt. Es ist eine Frage der Abwägung, Kosten gegen Nutzen. Wobei ich mit Kosten nicht die Gerichtsgebühren meine. Auf hoher See und vor Gericht ist man in Gottes Hand. Als Jurist weiss ich auch, vor Gericht bekommt man ein Urteil und nicht immer recht. Hinzu kommt, der Begriff des «Antisemiten» hat sich in der Rechtsprechung im Laufe der Zeit verändert. Früher musste man für eine solche Anschuldigung Belege vorbringen, und die waren objektivierbar ...

Weltwoche: ... zum Beispiel die Leugnung des Holocaust ...

Maassen: ... heute geht es um das subjektive Empfinden. Frau Neubauer muss nicht beweisen, dass ich ein Antisemit bin – ich muss beweisen, dass ich es nicht bin. Juristen nennen das eine Umkehr der Beweislast.

Weltwoche: Eigentlich ein Unding in einem Rechtsstaat.

Maassen: Wir haben es mit einem schleichen Prozess zu tun, der vor vielen Jahren begann, nicht mit einer Explosion, sondern mit vielen kleinen Eruptionen: dem «Marsch durch die Institutionen», den antiautoritären Kinderläden und so weiter. Einiges hat man schulterzuckend hingenommen, weil es einen nicht unmittelbar betraf, bei anderen Sachen wunderte man sich, liess es aber geschehen.

Weltwoche: Manches, was Sie sagen, klingt nach einer Verschwörungstheorie.

Maassen: Wenn in dem Wahlkreis, in dem ich jetzt kandidiere, die linken Parteien, also die SPD, die Grünen und die Linke, darüber debattieren, ob sie sich nicht auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen sollen, um mich zu verhindern, dann ist das keine Verschwörungstheorie, son-

«Ich sehe mich als Kämpfer für die freiheitlich-demokratische Grundordnung.»

dern Realpolitik. Ich muss es einfach zur Kenntnis nehmen, dass ich aus deren Perspektive als ein politischer Feind wahrgenommen werde, den man zermürben, zersetzen muss. Viele Leute zerbrechen psychisch oder sogar physisch, wenn sie ausgegrenzt werden. Wenn sie zum Mittagessen in die Kantine nicht mitgenommen werden oder wenn sich die Kollegen an einen anderen Tisch setzen. Andere sagen sich: Was bringt es, dass ich eine eigene Meinung habe, wenn ich von der eigenen Verwandtschaft nicht mehr zu Hochzeiten und Beerdigungen eingeladen werde? Ist der Preis nicht zu hoch? So ist die menschliche Natur.

Weltwoche: Sehen Sie sich als Opfer? Wenn sich drei Parteien gegen Sie verbünden, dann treiben Sie die doch vor sich her, dann sind Sie der Treiber, und die sind Ihre Beute.

Maassen: Ich sehe mich als Kämpfer für die freiheitlich-demokratische Grundordnung, für einen liberalen Rechtsstaat. Und was in diesem Land passiert, macht mir Sorge – dass wir in einen autoritären Staat abgleiten, in ein staatlich gefördertes Duckmäsertum. Ich möchte, dass die Menschen merken, wohin wir treiben, und zu Bürgern werden, nicht zu Untertanen, die am Tropf des Staates hängen, der sie mit allem versorgt, was sie zum Leben brauchen. Viele haben es verlernt, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, Risiken einzugehen. Immer mehr Menschen werden von Transferzahlungen abhängig.

Eitle Ameisen, furzende Fliegen

Insekten, die sich im Spiegel erkennen, sich aus Fallen befreien, sich an Gesichter erinnern: Wir müssen unsere Sicht auf die Sechsbeiner gründlich überdenken.

Wolfgang Koydl

Es sind die Grössenverhältnisse, die sprachlos machen. Eine Heuschrecke findet Platz auf einer Handfläche, aber ein Schwarm kann den Himmel verdunkeln wie eine Sonnenfinsternis. Oder die *Drosophila melanogaster*, die kleine Fruchtfliege. Beliebt bei Forschern, weil sie sich rasend schnell fortpflanzt. Der gesamte Jahresnachwuchs aller Fruchtfliegen weltweit würde den Raum zwischen Erde und Sonne ausfüllen – wenn alle überlebten.

Nicht schlecht für ein Lebewesen von 2,5 Millimeter Grösse. Noch erstaunlicher ist der Umstand, dass die *Drosophila* über dieselbe Ausstattung verfügt wie ein 30 Meter langer Blauwal: Sie hat Muskeln, Herz und Hirn sowie ein Nerven-, Hormon-, Atem-, Fortpflanzungs- und Verdauungssystem. Sie hat dieselbe Hirnstruktur wie ein Wirbeltier, sie wacht und schläft, bei der Paarung übernimmt das Lusthormon Dopamin die Kontrolle, und sogar furzen kann die Minifliege.

Aber hat sie auch ein Bewusstsein? Fühlt sie sich als Individuum? Setzt sich Schwarmintelligenz zusammen aus Milliarden einzelner Persönlichkeiten?

Pilze züchten und Blattläuse melken

Früher wäre diese Frage in den Bereich der Fantasie verbannt worden, doch neue Studien legen den Schluss nahe, dass Insekten keine instinktgesteuerten Roboter sind, sondern Lebewesen, die bewusst Entscheidungen treffen. Sie empfinden Hunger, Schmerz, wohl auch Ärger und Vergnügen. Für die Paarung suchen sich die Männchen die fruchtbarsten Weibchen und Weibchen die virilsten Männchen. «Sie planen, aber sie haben keine Fantasie», so bringt es der australische Philosoph Colin Klein auf den Punkt.

Zusammen mit dem Biologen Andrew Barron gilt er als Pionier der Bewusstseinsforschung bei Wirbellosen. Ihre erstaunlichen Ergebnisse erinnern an den Ausruf des Paläoanthropologen Louis Leakey, nachdem die Verhaltensforscherin Jane Goodall die Verwendung von Werkzeugen durch Schimpansen nachgewiesen hatte: «Jetzt müssen wir den

Begriff «Werkzeug» oder den Begriff «Mensch» neu definieren, oder wir müssen Schimpansen als menschlich akzeptieren.»

So weit geht man bei Insekten nicht, aber dass auch sie mit Werkzeugen hantieren, ist bekannt. Bestimmte Ameisenarten tunken Blätter, Holz oder Erdkrumen wie Schwämme in essbare Flüssigkeiten. So können sie zehnmals mehr Nahrung transportieren. Sie lernen auch dazu: Bei der Wahl zwischen Naturprodukten und Plastikschwämmen bevorzugen sie das menschengemachte Produkt.

Andere Ameisen attackieren feindliche Bauten wie Eroberer eine Ritterburg, indem sie Steinchen in die Eingänge werfen. Und wenn einige Arten auf Blättern Pilze züchten oder Blattläuse melken, erinnert das an Landwirtschaft. Tote Ameisen wiederum dienen Raubwanzen als Köder: Sie wedeln mit der ausgesaugten Hülle eines Opfers vor dem Ameisenbau, um Nachschub anzulocken.

Man weiss, dass Bienen menschliche Gesichter wahrnehmen können. Neu ist die Erkenntnis, dass Wespen einander am Gesicht erkennen können. 1973 erhielt Karl von Frisch den Nobelpreis für die Erforschung des Bienenanzuges – ein Navi, mit dem sie ihren Artgenossen den Standort von Futterquellen mitteilen können. Doch sie können mehr.

Inzwischen hat man entdeckt, dass Bienen das Konzept der Zahl Null kennen – eine bemerkenswerte Leistung, bedenkt man, wie



„Unser neues Fassadenbeschichtungssystem ist besonders ökologisch...“

lange es dauerte, bis der *Homo sapiens* mit der Null rechnen konnte. Bienen wurden trainiert, vor Tafeln mit Punkten Futter zu finden – je geringer die Zahl der Punkte, desto mehr Futter. Bestand die Auswahl zwischen einem und keinem Punkt, flogen sie die zweite Tafel an.

Der wichtigste Test zur Feststellung von Bewusstsein bei Tieren läuft unter dem Kürzel «MSR» für «mirror self-recognition». Damit wird ermittelt, ob sich der Proband im Spiegel erkennt. Dem anästhesierten Tier wird ein Farbpunkt auf die Stirn appliziert. Versucht es, ihn vor einem Spiegel zu entfernen, ist der Beweis erbracht.

Kakerlaken-Motel

Erstmals 1970 mit einem Schimpansen durchgeführt, wurde dieser Test bisher von Affen, Elefanten, Delfinen, Elstern und dem Putzerfisch bestanden. Aber auch bei Ameisen hatte der Versuch einen durchschlagenden Erfolg. Die Insekten versuchten nicht nur, den Punkt zu entfernen, sie veränderten auch ihr Verhalten vor dem Spiegel: Sie tänzelten auf und ab, drehten den Kopf hin und her und putzten ihre Fühler – als ob sie sich zum Ausgang schönmachen wollten, wie es der Ethologe Jonathan Balcombe beschreibt.

Er war es auch, der Fruchtfliegen dabei beobachtete, wie sie sich aus einer Falle befreiten. Über eine Schale mit einem Stück überreifem Pfirsich war eine Klarsichtfolie gespannt, in die kleine Löcher gestanzt worden waren.

Die Falle war also aufgebaut wie das sogenannte Kakerlaken-Motel: «Sie checken ein, aber sie checken nie wieder aus.» Nur dass die *Drosophila* nach der Mahlzeit das Restaurant wieder verliess. Sprachlos sah Balcombe, wie «zielstrebig und entschlossen» die Fliegen ein Loch suchten, es mit den Vorderbeinen auseinanderzogen und den vollgefressenen Körper hindurchzwängten. «Man kann argumentieren, dass sie ihr Instinkt in die Falle trieb», schrieb er. «Aber war es der Instinkt, der sie hinaustrieb?» Schliesslich war noch viel Futter vorhanden. Aber vielleicht waren sie einfach satt und brauchten ein wenig Bewegung.

Aus einer anderen Galaxie

Wer wissen will, was die Ausserirdischen heute machen, muss nur das Fernsehen einschalten.



Ex-Präsident Barack Obama hatte wohl keine Vorstellung von den Folgen, als er vor kurzem in einer Late-Night-Show des US-Senders CBS erklärte, es sei wohl wahr, dass es «Aufnahmen von Objekten am Himmel gibt, von denen wir nicht genau wissen, was sie sind». UFOs, *unidentified flying objects*, gehören schon seit ewigen Zeiten zum amerikanischen Narrativ, wie Cowboys, Gangster, King Kong, die Pilgrim Fathers und die Schlacht bei Gettysburg.

Obama aber beförderte die Spekulationen um Aliens, die mit Lichtgeschwindigkeit durch das All reisen, aus dem Reich der Science-Fiction in die Welt der Wissenschaft, die nach einer Erklärung für schwer erklärbare Phänomene sucht. Amerika «nimmt das Thema plötzlich ernst [. . .], die Zahl der Sichtungen steigt», so las man es neulich in der *Welt*, der Kongress warte derzeit auf einen Bericht aus dem Pentagon, in dem alles stehen soll, «was die USA über unbekannte Flugobjekte wissen», und das könnte weit mehr sein, als bisher angenommen oder zugegeben wurde.

Wer freilich nach einer Antwort auf die Frage sucht, warum UFOs viel öfter über Arizona als über der Uckermark gesehen werden, der sei an einen Satz erinnert, den die deutsche Kanzlerin am 22. September 2015 auf einer Sitzung der CDU/CSU-Fraktion gesagt haben soll: «Es ist mir egal, ob ich . . . schuld bin, nun sind sie halt da . . .»

Weder die Pressestelle der CDU/CSU-Fraktion noch das Bundespresseamt haben die Echtheit des Zitats bestätigt, aber die Quelle, die es verbreitet hat, ist über jeden Verdacht erhaben – Robin Alexander, Chefreporter der *Welt* mit bes-

ten Kontakten in das Kapillarsystem der Berliner Politik. Im Übrigen haben weder das Bundespresseamt noch die Pressestelle der CDU/CSU-Fraktion den Satz dementiert, sondern nur darauf hingewiesen, dass die Sitzungen der Fraktionen vertraulich seien, weswegen man keine Auskunft geben könne über das, was in den Sitzungen zur Sprache kam.

Wohl auch deswegen wurde Merkels Satz so verstanden, als beziehe er sich auf die Flüchtlinge, die zu jener Zeit tausendfach in die Bundesrepublik strömten, ohne an den Grenzen aufgehalten oder kontrolliert zu werden, ein Vorgang, der bis heute nachwirkt. Wie

Die Medien sind weitgehend in der Hand von Aliens. In der Politik besetzen sie Schlüsselpositionen.

wir inzwischen wissen, waren aber nicht die Flüchtlinge gemeint, sondern die Aliens, deren Ankunft von der autochthonen Bevölkerung so begeistert gefeiert wurde wie die Landung der Marsianer in der Nevada-Wüste in «Mars Attacks». Innerhalb weniger Wochen bildete sich eine «Willkommenskultur», wie es sie in Deutschland noch nie gegeben hatte. So konnten die Aliens mühelos integriert werden.

Wer wissen will, was sie heute machen, muss nur kurz das Fernsehen einschalten. Im ZDF zum Beispiel haben sie dafür gesorgt, dass alle Berichte radikal gegendert werden. Es gibt nur noch Lehrerinnen, Ärztinnen, Apothekerinnen, Politikerinnen, Soldatinnen, Musikerinnen, Schriftstellerinnen, Kaminkehrerinnen, Kö-

chinnen, Astronautinnen. Der Mann als selbstbestimmtes Wesen ist abgeschafft, er kann von Glück sprechen, wenn er in der Abteilung für «Feiernde», «Radfahrende» und «Waldbesitzende» einen Platz zugeteilt bekommt.

Die Aliens bei der ARD geben sich grosse Mühe, Schritt zu halten, und schaffen es manchmal sogar. In einem Bericht über die Lage im Gaza-Streifen hiess es, die israelische Armee «töte gezielt Kommandeurinnen und Kommandeure der Hamas und des islamischen Dschihad». Das ging selbst einigen leidgeprüften Zuschauern des Ersten zu weit, worauf sich die Redaktion für «den Fehler» entschuldigte und klarstellte, bei der Hamas gebe es «keine Kommandeurinnen»; es fehlte nur der Hinweis, dass sie zur «Gebühreneinzugszentrale» der ARD und des ZDF desertiert sind.

Die Medien sind weitgehend in der Hand von Aliens. In der Politik gehen sie strategisch vor und besetzen Schlüsselpositionen. Jens Spahn, Minister für Gesundheit, und Peter Altmaier, Wirtschaftsminister, können nur Aliens sein, Verkehrsminister Andy Scheuer und Umweltministerin Svenja Schulze («Hallo, ich heisse Svenja Schulze und bin Bundesumweltministerin») ebenfalls. Hört man sie ihre Misserfolge schönreden, wird einem bewusst, die sind in einer anderen Galaxie aufgewachsen, mit Salbadern als Lehrern und Vampiren als Diätberatern. Nun sind sie halt da, und wir müssen mit ihnen zurechtkommen. Integration ist keine Einbahnstrasse. Die Aliens gehören zu Deutschland. Und Alienfeindlichkeit dulden wir nicht.

Fundiert, inspirierend

Nr. 22 – «Nun rundet sich sein Lebenswerk»
Roger Köppel über Christoph Blocher

Kompliment zur hervorragenden Würdigung von Christoph Blocher! Als Journalist bin ich Blocher verschiedentlich begegnet. Keiner meiner vielen Interviewpartner war so fundiert, faszinierend und inspirierend. Erstmals war es in den frühen 1990er Jahren. Als Medienmann des Chrischona-Verbandes lud ich ihn nach St. Chrischona ein. Thema: «Die Schweiz und Europa». Die Basler Medien und die meisten Dozenten des Theologischen Seminars St. Chrischona standen kopf: unmögliches Unterfangen! Die Halle mit 700 Personen voll, Blocher in Hochform, die Reaktionen verblüfft bis begeistert. Einer der deutschen Dozenten spontan: «Ein guter Anlass mit einem überzeugenden Referenten.» Mein Fazit: Wer Christoph Blocher persönlich erlebt, nimmt ihn völlig anders wahr, als wer sich nur auf Mainstream-Medien verlässt. Gott, dem er offensichtlich stark vertraut, möge ihn uns noch lange erhalten!

Andrea Vonlanthen, Arbon

Wer Roger Köppels vorzüglich formuliertes Porträt von Christoph Blocher liest und zu denen gehört, die «dem Unverwüstlichen» schon einmal persönlich begegnet sind, wird dem Autor in allen Teilen zustimmen; alle anderen lernen den Porträtierten in seinen vielen Facetten kennen. Es ist ein authentisches Bild, das in diesem Artikel gezeichnet wird. Vielen Dank für diese persönlich und zugleich objektiv verfasste Würdigung! Christoph Blocher kenne sich aus in Literatur, in Geschichte, Theologie, Kunst und Musik. Und

darum weiss er als langjähriger Leser von Karl Barths Schriften, dass die Rettung und die Bewahrung der Welt – und also auch der Schweiz – nicht in den Händen eines Menschen oder der Menschheit liegen, sondern in den Händen des Schöpfers. Der Mensch in der Rolle des Retters der Schweiz oder der Welt verdirbt die Rettung ebenso wie das Leben und Zusammenleben. Wohl aber käme es darauf an, das dem Schöpfer und Retter der Welt entsprechende menschliche, haushälterische (ökologische) Gestalten sorgfältig an die Hand zu nehmen.

Gisela und Adrian Berger-Benz, Wallisellen

Später Anspruch

Nr. 22 – «Wenn die Heimat Palästina heisst»
Essay von Herodot

In der Balfour-Deklaration von 1917, der 1922 das Völkerbundsmandat folgte, wurde das Gebiet zwischen Jordan und Mittelmeer inklusive ganz Jerusalem zur nationalen jüdischen Heimstätte bestimmt. Die Araber erhoben an der Friedenskonferenz 1919 keinen Anspruch auf das sogenannte Palästina. Da war Platz für alle, über 75 Prozent des Gebiets waren staatliches Land. Jedoch folgten arabische Aufstände. Zum Uno-Teilungsplan von 1947 sagten die Juden ja, obwohl ihr Teil zu klein für kommende Einwanderer sein würde. Die arabischen Staaten lehnten ab und griffen 1948 Israel an. So blieb alles jüdisches Gebiet. Damals verliessen 650 000 Araber ihre Häuser, der Grossteil, weil von eigenen Stellen dazu aufgefordert. 830 000 Juden flüchteten aus arabischen Ländern. Israel behauptete sich, doch besetzte Jordanien illegal das jüdische Westjordanland und Ostjerusalem (bis 1967).

Die israelische Besetzung ist legal, auch die Vereinigung Jerusalems. Es gibt kein «palästinensisches Territorium». Etwa 75 Prozent der Palästinenser sind übrigens selber Einwanderer respektive Nachkommen solcher.

Hanspeter Büchi, Stäfa

Immer besser

Nr. 23 – «Die Wucht des Zerfalls»
Thomas Wördehoff über Ray Davies und die Kinks

Die *Weltwoche* wird immer besser! Der Kulturteil wurde ausgebaut, sehr gut! Denn: «Was unterscheidet d Mönche vom Schimpans?» Eben: Kultur! Vor allem die fundierte Auseinandersetzung mit der Rock- und Popkultur ist ein Gewinn. Vielen Dank für den hervorragenden Bericht über Ray Davies und die Kinks. Viel zu oft wird auch auf diesem Gebiet von den Mainstream-Medien einfach blind von Wikipedia abgeschrieben und tausendmal Gelesenes wiedergekaut! Für mich auch immer wieder ernüchternd, wenn ich lese, wie ehemalige Jugendidole, in diesem Fall Ian Anderson (Jethro Tull), urplötzlich im Mainstream schwimmen... Dabei war das doch mal die Musik der Unangepassten, die sich nicht alles gefallen liessen. Aber eben: «*The times they are a-changin'*» (Bob Dylan).

Marco Meier, Liestal

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Christian Sauter (1936–2021)
Peter J. Meier-Abt (1947–2021)



Humaner, einfühlsamer Begleiter: Mediziner Sauter.

Der frühere Onkologie-Chef des Universitätsspitals Zürich hat in seiner sechzigjährigen ärztlichen Berufslaufbahn nie den einfachen Weg gewählt. Christian Sauter entschied sich für das schwierige, belastende Gebiet der Tumormedizin. Er war jenen, die vom Krebs genesen durften, genauso wie jenen, die sterben mussten, ein humaner, einfühlsamer Begleiter. Gründlich ausgebildet im In- und Ausland, führte der Professor für klinische Onkologie die entsprechende Zürcher Klinik von 1989 bis 2002. Zahlreiche bedeutende Publikationen, speziell zu Lungenkrebs, aber auch zu vielen andern onkologischen Problemen sind unter seiner Leitung und Mitwirkung entstanden.

Wo Christian Sauter in- und ausserhalb der Medizinischen Fakultät Gesinnungslosigkeit, Unwahrhaftigkeit oder Geldgier erkannte, wurde er zum unerbittlichen Kritiker. So deckte er einen Skandal um einen Dokortitel des kurzzeitigen Direktors für Viszeralchirurgie auf und prangerte Unregelmässigkeiten einer Melanom-Impfstudie in der Dermatologie an. Die politischen und universitären Vorgesetzten bestrafte Sauter mit Verweis und Lohnbusse. Sein mutiges, beharrliches Festhalten an der wissenschaftlichen

Wahrheit brachte ihm aber 2003 den Prix Courage des *Beobachters* und eine Würdigung durch alt Bundesrat Otto Stich ein. Stolz war Sauter auch auf einen anderen Verweis von vorgesetzter Stelle: In einem Schreiben an seine Kompanie hatte der Sanitätshauptmann nämlich festgestellt, eine Schweiz ohne Armee sei wie ein Organismus mit Aids.

In seiner Frau Elisabeth fand Christian Sauter eine überaus verständnisvolle Stütze. Gemeinsam zogen sie drei Söhne auf und hingen treu an ihrer Schaffhauser Heimat. Sauter war begeistertes Mitglied der Studentenverbindung Zofingia sowie ein kenntnisreicher Botaniker, vor allem aber seinen Freunden ein wunderbarer Freund. *Christoph Mörgeli*

Ich schramme nahe am Abgrund vorbei», schrieb mir einer der Schweizer Meister der Inneren Medizin (Spezialarzt seit 1981) vor einigen Monaten. Eine der härtesten Diagnosen seines Lebens stellte er sich selber aus: «primäre Myelofibrose» (= verminderte Blutbildung im Knochenmark), was einer akuten myeloischen Leukämie gleichkam, gegen die vielleicht mit einer Knochenmarkstransplantation anzukommen war. Es hat aber nicht sollen sein.

Die letzte, die eigene Existenz betreffende Verfügung des Präsidenten der Ethikkommission des Kantons Zürich, gemäss seinem Bruder René bewusst vorgenommen, betraf das Einstellen lebensverlängernder Massnahmen. Am 27. Mai hat Peter J. Meier-Abt, langjähriger Präsident der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften, ausgedient. Dies ein Jahr nach seinem Vermächtnis-Vortrag (auf Youtube abrufbar) über die Grenzen medizinischer Forschung. «Umsichtig, luzide und informativ, so stelle ich mir Wissenschaftskommunikation im Idealfall vor», kommentierte dazu der Physiker und Philosoph Eduard Kaeser.

Meier-Abts Ausführungen berührten den «Grenznutzen» (Hermann Lübbe) von 200 000 und mehr aktuellen Forschungspublikationen ebenso wie das Gejammer über zu geringe Investitionen in die Forschung. Zu wenig werde nämlich zwischen Quantität und Qualität unterschieden. Mahnworte eines strategischen Denkers, und zwar auf erkenntnistheoretisch hohem Niveau.

Die bei Paracelsus vernehmliche Weisheit, der Arzt könne sich selber nicht helfen, gehörte zu den späten Erfahrungen des langjährigen Chefarztes der Klinik für Klinische Pharmakologie und Toxikologie am Zürcher Universitätsspital (1984–2005) und Mitgründers der Stiftung Tox Info Suisse (bei Vergiftungsverdacht Tel. 145!). Jenseits von Medienlärm war er wahrscheinlich einer der substanziellsten Gelehrten der heutigen Schweiz. *Pirmin Meier*



Qualität statt Quantität: Meier-Abt.

Ursula von der Leyen kann das CO₂ sehen

Die EU will ausländische Klimasünder mit einem speziellen Zoll bestrafen.



Die Meister des Mauerbaus sind in Europa gefragte Fachleute. Errichten von Schutzwällen und Zutrittskontrollen – das sind zentrale Strategien der Europäischen Union zur Entwicklung des EU-Binnenmarktes. Neue Zölle kommen jetzt aufs Tapet, Klimazölle. Brüssel will an den EU-Aussengrenzen die Zollschranken höher machen für CO₂-Sünder.

Welch ein Kontrast: Als US-Präsident Donald Trump vor Jahren auf EU-Autos, asiatischen Waschmaschinen und Metallen höhere Einfuhrzölle erhob, kritisierten die meisten das als zerstörerische Methode der plumpen Handelsbehinderung und als Schädigung der Konsumenten. Jetzt nimmt EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen für ihre Klimapolitik das gleiche Instrument zur Hand und sagt, das sei sehr modern und mit seiner ausgeklügelten Raffinesse stehe es im Dienst des Klimaschutzes, also einer guten Sache.

«European Green Deal» lautet der Titel, unter dem von der Leyen 2019 eine aufwendige Subventionierungs- und Energiewende lancierte, die in der EU die Treibhausgas-Emissionen bis 2050 auf netto null drücken soll. Europa soll der erste Kontinent sein, der Klimaneutralität erreicht. Steuern, Abgaben, Verbote, Verbrauchsgrenzen und Vorschriften zur Wahl von Technologien sind die Instrumente, mit denen die EU das durchsetzen will.

Das bedeutet Kostenbelastungen und Einschränkungen der Spielräume für die Unternehmen. Was ist nun, wenn der Rest der Welt die Brüsseler Ambitionen nicht teilt und die Wirtschaft nicht derart abwürgen will? Wenn Firmen ausserhalb der EU nicht so stark unter

der Klima-Knute stehen? Ganz einfach: Dann belastet man sie halt künstlich, dann dürfen diese Länder nicht mehr einfach so wie gewohnt mit der EU handeln. Deren Importe nach Europa sollen dann mit einem Ausgleichszoll belastet werden, um den unfairen Vorteil der CO₂-Sünde auszugleichen.

«Carbon border adjustment mechanism» heisst das neue Schlagwort, auf Deutsch Grenzgleichungssystem. Pointiert gesagt: Wenn von der Leyen das Gefühl hat, gewisse Importgüter sähen zu sehr nach CO₂-Sünde aus, wird als Strafe eine Ausgleichszahlung fällig. Woran erinnert das? Ausgleichsmassnahmen nannte man auch die Strafen, die im Rahmenabkommen Schweiz - EU gegriffen hätten für den Fall, dass die Schweiz den Brüsseler Befehlen nicht gehorcht hätte.

Moment, das tönt doch zu negativ. Der EU-Binnenmarkt ist doch der Inbegriff, der Prototyp des grossen freien Marktes mit gleichen Bedingungen für alle, geradezu typisch für die Entfesselung des Wettbewerbs und der Vitalisierung Europas. Genau das war doch die gewaltige Leistung des EU-Präsidenten Jacques Delors Ende der 1980er Jahre!

Es ist nicht so, das wahre Wesen des EU-Binnenmarktes ist das Modell Festung Europa. Ausen die Abwehrmauer, innen der gemeinsame Markt, der bis in alle Details durchreguliert und harmonisiert ist, vereinheitlicht nach französischer Manier, ein planiertes Feld unter zentraler Kontrolle. Das begann 1968 mit der Europäischen Zollunion, als für den Handel zwischen den einzelnen Mitgliedstaaten die Zölle aufgehoben wurden. An den Binnen-

grenzen der Mitgliedstaaten also keine Zölle, dafür den Aussengrenzen entlang eine einheitliche Zollmauer. Wer von aussen auf den Markt will, zahlt, die Zolleinnahmen teilen sich die Mitgliedsländer. Zölle wurden mit der Welt handelsliberalisierung weniger wichtig. Die Zutrittskontrolle verlagerte sich auf die EU-Normen für Produkte, Arbeitsprozesse, Sozialvorschriften, Umweltschutz, die Anbieter aus Drittländern erfüllen müssen, um den Binnenmarkt betreten zu dürfen.

Klimazölle aufgrund des Grenzausgleichssystems sind jetzt eigentlich die perfekte Kombination von Alt und Neu: von komplexen Binnenmarkt-Normen mit Strafzoll, wenn der Eintretende «zu wenig grün» aussieht.

Von der Leyen findet, dass die EU mit «Green Deal» und Carbon-Ausgleichssystem den Rest der Welt ebenfalls in Richtung «Vergrünung» bewegen werde. Eine andere Entwicklung ist aber wahrscheinlicher: Die Klimazölle machen Importe für die EU-Konsumenten teurer, das schädigt ihre Kaufkraft. Und Firmen in aller Welt freuen sich darüber, dass die EU ihre eigenen Unternehmen durch Regulierung bremst.

Die Schweizer müssen aufpassen, dass sie sich nicht hineinziehen lassen. Die Wirtschaftskommission des Nationalrats hat kürzlich eine Motion eingereicht, die den Bundesrat beauftragt, Schritte in Richtung einer Beteiligung der Schweiz am Grenzausgleichssystem der EU einzuleiten und zu schauen, wie man sich auch bei der Erarbeitung beteiligen könnte. Die Gefahr ist gross, dass sich die Schweiz da aus lauter Klima-Getue plötzlich im Gewirr der EU-Binnenmarktregeln verstrickt.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Wie reagieren Gamer,
wenn in einem Videospiel
eine Pandemie ausbricht?

Marc Bodmer, Seite 56



Alkohol, Haschisch, Opium, Liebe.

Amedeo Modigliani, Porträt von Jeanne Hébuterne, 1918 – Wahrscheinlich hielt er sich für einen Gefangenen seiner selbst. Unfähig, in nüchternem Zustand seiner Zelle zu entkommen, sehnsüchtig nach Grenzenlosigkeit. Zurück in jene Fieberwelt, die ihn als 14-Jährigen und an Tuberkulose Erkrankten das erste Mal in dieses fantastische Reich voller Ströme riss, die keine Quelle und keine Mündung kennen. Er soll im Fieberwahn damals all die künstlerischen Meisterwerke seines Landes, Italien, gesehen haben, wie Sonnensprenkel auf der Wasseroberfläche tanzten sie in ihm, und als das Fieber vorüber war, hatte er Klarheit; er würde Künstler werden.

Amedeo Modigliani (1884–1920) wurde nie mehr wirklich gesund und nur 35 Jahre alt. Sein Leben war eines als Prinz der Bohème, als der berühmteste Porträtist seiner Zeit und vor allem eines als Rauschsucher, weil er hoffte, im künstlichen Paradies zum Entfesselungskünstler seiner selbst zu werden und weniger blind zu sein für das Verborgene: Alkohol, Haschisch, Opium und Liebe.

Leben im Fiebertraum

Im April 1917 lernte er Jeanne Hébuterne kennen, sie war neunzehn, wollte Malerin werden, soll sanft, schüchtern und ruhig gewesen sein und das gewisse Etwas gehabt haben. Sie liebte ihn so leise wie das Plätschern eines kleinen Wasserfalls, und zum ersten Mal, so schien es, war Modigliani fähig, rauschhaft ohne Rauschmittel zu sein. Sie entführten sich nach Nizza, flohen vor der Welt und deren Krieg, Jeanne wurde schwanger und gebar ein Mädchen. Modigliani hatte eine innere Heimat gefunden.

Sie kehrten zurück nach Paris, Jeanne wurde erneut schwanger, sie wollten heiraten, bald, aber dann kam der Tod zurück in Amedeos Leben, tuberkulöse Meningitis, und zum letzten Mal lebte er in einem Fiebertraum. Einen Tag und eine Nacht nach seinem Tod sprang Jeanne mit dem ungeborenen Kind aus dem fünften Stock dem Tod entgegen, in der Hoffnung, wieder in einem Leben mit Amedeo zu landen.

Michael Bahnerth

Verletzliche Individualität

In New York erlebt der junge Federico García Lorca von Juni 1929 bis März 1930 den Kollaps der Weltwirtschaft. Die schmerzvolle Intensität jener Jahre zieht sich durch sein Leben und Werk.

Hans Ulrich Gumbrecht

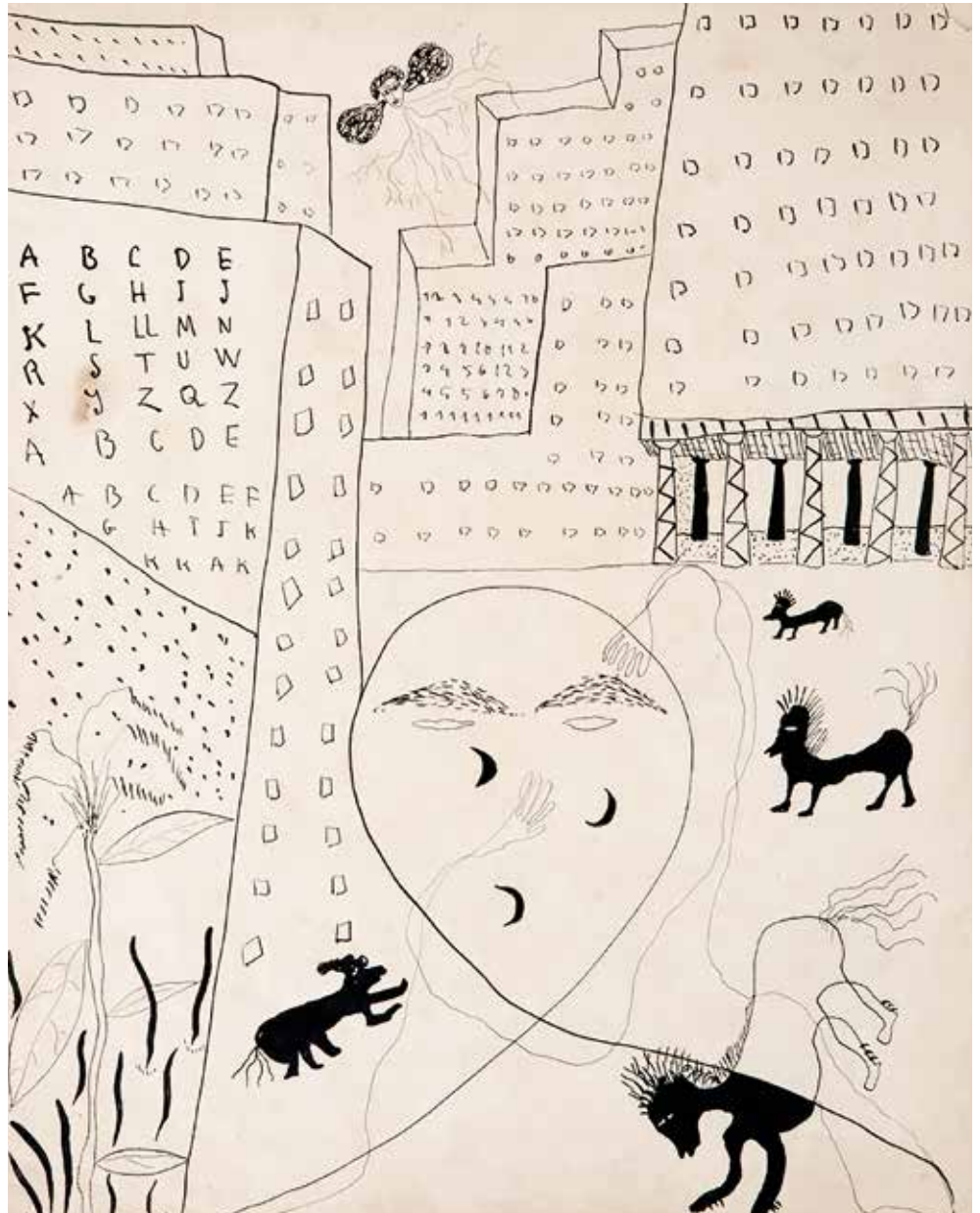
Federico García Lorca: Dichter in New York. Poeta en Nueva York. Aus dem Spanischen von Martin Koppenfels. Suhrkamp. 270 S., Fr. 27.90

In Federico García Lorcas Texten werden der Glanz und die Wunden jenes silbernen Zeitalters der spanischen Kultur präsent, das die Epochenjahre 1898 und 1936, Lorcas Lebensdaten, begrenzte. Natürlich setzt der Begriff von einem silbernen ein noch höher kanonisiertes goldenes Zeitalter voraus, hier die Literatur und Malerei der Ära um 1600, als sich das spanische Weltreich in seinem Kampf um die Ausschliesslichkeit des katholischen Christentums erschöpfte.

Aus der politisch-theologischen Mission war eine eigentümliche Ambivalenz der Mentalitäten und des Denkens entstanden, deren fiktionale Konkretisierung Lesern bis heute in der Figur von Don Quijote begegnet. Elementare Rationalität, wie sie die Entdeckung des amerikanischen Kontinents und die Ausbildung der Kolonialverwaltung zur ersten neuzeitlichen «Bürokratie» ermöglicht hatte, verfuhrte sich in Spanien mit der Rückkehr einer mittelalterlichen Orthodoxie, welche Worten und Bildern die strenge körperliche Fülle barocken Stils gab.

Aggressionen einer Wirklichkeit

Eine Spannung zwischen zwei gegenläufigen Impulsen belebte auch das silberne Zeitalter seit 1898. Damals hatte der Verlust der letzten überseeischen Kolonien eine leidenschaftliche Reflexion über das «innere geschichtliche Wesen» Spaniens ausgelöst, die zur Diagnose «nationaler Verspätung» und so zur Suche nach einer – unvermeidlich prekären – neuen Stellung in den Fortschrittsrhythmen der Moderne führte. Seine programmatische Öffnung machte das Land zum zentralen Ort der Konfrontation zwischen faschistischen und sozialistischen Ideologien, die sich dann in der Katastrophe eines gnadenlosen Bürgerkriegs entlud (1936-1939). Die schmerzvolle Intensität jener Jahre zog sich durch Lorcas Leben und hat in seinen Werken der historischen Erinnerung



Überwältigende Moderne: Zeichnung Lorcas.

eine Prägnanz von verstörender Schönheit gegeben.

Als Sohn einer wohlhabenden andalusischen Familie verkörperte er die Faszination des barocken Kulturerbes fern von den Zukunfts-

visionen der eigenen Gegenwart. Als Student in Madrid jedoch, wo er mit Salvador Dalí und Luis Buñuel im selben Wohnheim lebte, inspirierten Lorca die Experimentierfreude des Surrealismus und der Alltag einer Metropole,

die hektisch alle Symptome ihres Rückstands-komplexes überwinden wollte. Zum emblematischen Ereignis seiner Generation wurde die Feier des 300. Todestags von Luis de Góngora, dem Lyrikmeister der spanischen Klassik, der einerseits von den verhassten Bildungsinstitutionen als stilistisch nicht mehr adäquat abgelegt worden war und andererseits gerade mit seinen kühnen Sätzen und Rhythmen die formbesessenen Avantgarden der zwanziger Jahre begeisterte. Im Gegensatz zu den mitteleuropäischen Kulturen jedoch, wo ästhetische Modernität nun entschlossen die Schwelle zur Gegenstandslosigkeit überschritt, folgten die jungen Spanier ihrem Vorbild Góngora, der, wie es der deutsche Hispanist Werner Krauss einmal formulierte, «ein absolutes Gehör für die Erfassung der Dinge an sich» besass.

In solcher Weltzugewandtheit trafen Lorca die Aggressionen einer Wirklichkeit, gegen die er nicht gewappnet war. Seine von den Kritikern 1928 begeistert aufgenommenen «Zigeunerromane», die Motive klassisch-nationaler Exzentrik weiterspielten, stiessen auf Ablehnung bei den zukunftsbesessenen Freunden. Im gleichen Jahr brach ein ehemaliger Liebhaber die Diskretion hinsichtlich seiner Beziehung mit dem Dichter und setzte ihn nicht nur unter Feinden sozialer Verachtung aus.

Wie ein farbiges Löschblatt

Mit Unterstützung der Familie entkam der schon über dreissigjährige, plötzlich einsame Lorca nach New York, wo er von Juni 1929 bis März 1930 – also um die Zeit des dort einsetzenden Kollapses der Weltwirtschaft – einer ihn überwältigenden Moderne ausgesetzt war. Täglich berichtete er in Briefen von einem «ruhigen Leben» an der Columbia University und von «soliden Fortschritten in Sprachkursen», die er nie belegte. Die Wahrheit jener Wochen hat sich eher in den Hintergrund einer Zeichnung eingedrückt, auf der aus einem Gesicht unter weiblicher Frisur statt des Körpers Nervengewebe wachsen, die Wolkenkratzer umspinnen.

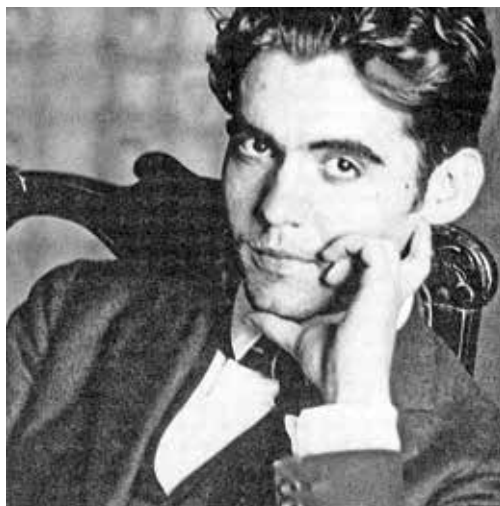
Denn englische Sätze hat Lorca nie zu sprechen vermocht. Nur einzelne Wörter sammelte sein Gedächtnis als Klanggegenstände einer Stadt, deren Dimensionen er mit den Sinnen wahrnahm, statt ihr durch Begriffe die Konturen von Erfahrung zu geben.

Solche Wahrnehmungen und ihre Fluktuationen registrierte er in 34 Gedichten, deren Originalfassungen 1940, vier Jahre nach seinem Tod, unter dem Titel «Dichter in New York» in den Vereinigten Staaten erscheinen sollten (Lorca selbst hatte eine solche Publikation nicht geplant). Die Texte erhalten eine Spur seiner physischen Eindrücke, aus der in der Leser-Imagination ein – subjektives, fremdes und flackerndes – Bild von New York um 1930 ent-

steht. Erstaunlich oft markieren Zahlen die gefährliche Erhabenheit der Realität:

*In New York werden täglich geschlachtet:
vier Millionen Enten, fünf Millionen Schweine,
zweitausend Tauben nur für den Gaumen der Todgeweihten,
eine Million Kühe,
eine Million Lämmer und zwei Millionen Hähne,
die krähen die Himmel in Scherben.*

Aus der allein körperlichen Präsenz des registrierenden Beobachters folgt eine Aufhebung des hierarchischen Unterschieds gegenüber



Glanz und Wunden: Autor García Lorca.

den geschlachteten Tieren und mithin eine Teilnahme an – eher als eine Identifikation mit – ihrer widerstandslosen Verletzlichkeit:

*Ich biete mich an als Futter für die zermalmtten Kühe,
wenn ihre Schreie das Tal erfüllen,
wo der Hudson sich an Öl besäuft.*

Überall stossen wir beim Lesen auf den physischen Schmerz, den die Stadt verursacht, nicht auf den Schmerz vor dem Tod, an dem den Philosophen jener Zeit so gelegen war:

*Alle begreifen den Schmerz,
der mit dem Tod zu tun hat,
doch der eigentliche Schmerz
ist nicht im Geist enthalten.
Er [...] ist ein kleines, unendliches Brandmal,
in den schuldlosen Augen der anderen Systeme.*

In New York, das nie seine Stadt werden konnte, weil es zu gross war, um ihm einen Platz zu geben, schwärmte der Dichter aus Andalusien für die in seinen Augen ebenso fremden Afroamerikaner mit ihrer Musik und ihrer Kunst, die damals in Harlem, nahe der Columbia University, am Ende ihrer klassischen Phase standen. Eine besondere Würde hatten die

schwarzen Gestalten für Lorca, und auch diese Wahrnehmung setzte die Auftaktstrophe seiner «Ode auf den König von Harlem» in eine – nun gewaltsame – Beziehung zu Tieren um: «Mit einem hölzernen Löffel / riss er den Krokodilen die Augen aus, / drosch er auf die Hintern der Affen ein. / Mit einem hölzernen Löffel.» Doch selbst der König von Harlem gehört in Lorcas Gedichten zu denen, die New York verletzt und gefangen hält:

*Es gibt keine Angst, die deiner unterdrückten Rötliche,
deinem Blut, das in der Sonnenfinsternis erschauert,
deinem Wüten, taubstumm, glühend wie Granat
im Zwielflicht,
deinem grossen gefangenen König in seiner
Pfortnerlivree.*

Wie ein farbiges Löschblatt dunkle Tinte, so saugen Lorcass Gedichte die Tage der Stadt auf: Ausstellungen von Masken aus Afrika und assyrischen Statuen im Metropolitan Museum; Wall-Street-Banker, die sich aus ihren Fenstern stürzen; die langsame Arbeit auf der Farm im benachbarten Vermont; und immer wieder die Gesichter von Kindern und Jungen: «Meinen Mund lasse ich zwischen zwischen deinen Beinen, meine Seele auf Lilien und Fotografien.»

Inmitten der Spuren vergangenen Lebens steht ein Gedicht mit dem Titel «Tod», das Leben als «Mühsal» eines allgegenwärtigen Drangs blossstellt, etwas anderes zu werden:

«Wie das Pferd sich abmüht, Hund zu sein!
Wie der Hund sich abmüht, Schwalbe zu sein!»
Nach neun Sätzen mit gleicher Form und analogen Inhalten kommt der Text auf die Unruhe des Dichters zu sprechen: «Und ich, an den Traufen der Dächer, welchen flammenden Seraph such ich und bin es selbst!» Darauf folgen abrupt und wie eine Erlösung drei Kontrastverse über die Ruhe toter Materie (Lorca bezog sich wohl auf die Gipsfigur in der Mitte des Washington Square): «Aber der Bogen aus Gips, wie gross, wie unsichtbar, wie winzig, mühelos!» So erhebt aus den von der modernen Stadt geschlagenen Wunden wieder die alte Sehnsucht des Barock nach Erlösung und Tod als Vereinigung mit der materiellen Substanz von Wirklichkeit.

Im Frühjahr 1930 kehrte Federico García Lorca nach Madrid zurück, wo er seine New-York-Gedichte mit grossem Erfolg als klavierbegleitete Lieder aufführte und ein Jahr später, zur Ausrufung der Zweiten Spanischen Republik, eine neue Karriere als Leiter des im ganzen Land beliebten Studententheaters «La Barraca» aufnahm. Genau einen Monat nach Beginn des Bürgerkriegs wurde er nahe seiner Heimatstadt Granada von einem faschistischen Kommando unter der Anklage von «Sozialismus, Freimaurertum und widernatürlichen homosexuellen Handlungen» erschossen.

Mit den Augen der grauen Riesen

Veronika Straass

Hannah Mumby: Elefanten. Das Leben der Riesen zwischen Geburt, Familie und Tod. Aus dem Englischen von Heide Lutosch. Hanser. 320 S., Fr. 39.90

Kann man den Menschen und sein Leben besser begreifen, wenn man ausgerechnet Elefanten erforscht? Ein scheinbar abwegiger Gedanke, aber je tiefer man in Hannah Mumbys Buch einsteigt, desto logischer wird ihr Ansatz. Die britische Verhaltensbiologin, mittlerweile Professorin in Hongkong, ist im Laufe ihrer vielen Forschungsjahre selbst gewissermassen zum Elefanten geworden.

Mit einem Praktikum über Elefanten in Kenia fing alles an, und seither haben sie die Dickhäuter nicht mehr losgelassen. Anfangs ging sie mit wissenschaftlicher Distanz an ihre Forschungsobjekte heran. Sie schätzte die Grösse der Tiere nach einer ausgeklügelten Näherungsformel, wog sie, mass Fussabdrücke, analysierte DNA, durchforstete veterinärmedizinische Aufzeichnungen, erstellte Blutbilder, legte den Tieren Senderhalsbänder um und verfolgte ihre Wanderwege mit der Peilantenne. Kurzum, sie trug Daten und Fakten aller Art zusammen, um mögliche Korrelationen herauszufinden.

Matriarchinnen vermitteln Sicherheit

Doch je länger Hannah Mumby die Elefanten durch die Brille der Wissenschaftlerin betrachtete, desto klarer wurde ihr, dass sie auf diese Weise ihr Lebenskonzept nur teilweise würde begreifen können. Sie musste sich auf die Welt der Elefanten, ihre Kommunikationswege, ihre Eindrücke und ihren Lebensrhythmus einschwingen. Und sie stellte fest, dass sich dabei ihre «Wahrnehmung verlangsamt, um sich an [ihr] Tempo anzupassen, und im Zuge dessen verlor die Welt ein Stück ihrer Dringlichkeit». Mumby begann, die Welt mit den Augen und den Sinnen der Elefanten wahrzunehmen und zu erfassen.

Aber was hat all das mit dem Menschen zu tun? Eine ganze Menge, findet Hannah Mumby. «Was mich so faszinierte, war, dass bei Elefanten der Lebensrhythmus und die Punkte, an denen wichtige Ereignisse stattfinden, sehr menschlich wirken.» Elefanten haben – wie Menschen – eine sehr lange Kindheit, kommen spät in die Pubertät, sind lange auf Anleitung und Führung durch erfahrene Ältere angewiesen und pflegen lebenslang ihre sozialen Bindungen.

In den ersten fünf Lebensmonaten werden die Kälber ausschliesslich gesäugt, und noch weitere drei bis fünf Jahre lang bekommen sie



Tradition wird in der Elefantengruppe gross geschrieben.

Muttermilch, auch wenn sie schon selbständig fressen. Jahrelang werden sie von ihrer Mutter betreut, bewacht, verteidigt und angeleitet. Frühestens mit dreizehn Jahren bekommen die Kühe ihr erstes Kalb, und auch dann bleibt die eigene Mutter weiterhin eine wichtige «Bezugsperson».

Die sozialen Bindungen in einer Familiengruppe aus verwandten Elefantenkühen sind nicht nur ungemein stark und stabil, sie sind

Eine Wissenschaftlerin, die über ihre Arbeit spannend schreiben kann – ein Glücksfall für Leser.

lebensnotwendig für die Tiere. Die Matriarchinnen vermitteln Sicherheit; sie sind es, die das Wissen um Wasserstellen, Futterplätze und Wanderwege, um Gefahren und deren Abwehr in sich tragen und es an die Jüngeren weitergeben. Tradition wird in einer Elefantengruppe ganz gross geschrieben, und die Bewahrerinnen der Tradition sind die Grand Old Ladies. Stirbt die Leitkuh, gerät der Sozialverband ins Wanken. Unruhe, Nervosität, Unsicherheit breiten sich aus, und die Folgen lassen sich noch Jahre später an den einzelnen Mitgliedern nachweisen.

Wer das Leben von Elefanten erforscht, kommt an ihrem Sterben nicht vorbei. Während Elefanten für Wissenschaftler faszinierende Lebewesen sind, haben sie für viele Menschen ganz andere Bedeutungen. Sie sind Arbeitsgerät und Schädling, Rohstofflager, Elfenbeinlieferant und Jagdtrophäe. Hannah Mumby berichtet von Konfliktfällen zwischen Bauern und übergriffigen Elefanten, erzählt von dramatischen Einsätzen mit Polizeihubschrauber und Sirene, um Elefanten von Anbauflächen zu vertreiben. Und sie schildert den ermüdenden Kampf gegen den Elfenbeinhandel, der allmählich Erfolge verzeichnen kann.

Voller Humor und Selbstironie

Hannah Mumby nimmt den Leser mit auf eine lange Reise von Myanmar über Thailand bis nach Kenia und Südafrika, von Bauern zu Wissenschaftlern, von Elefantenführern zu Artenschützern – eine Reise voller faszinierender Entdeckungen und Beobachtungen und vor allem voller Humor und Selbstironie.

Hannah Mumby ist ein Glücksfall für Leser: eine Wissenschaftlerin, die über ihre Arbeit so spannend schreiben kann, als ginge es um einen Kriminalfall. Wer ihr Buch gelesen hat, versteht ein wenig besser, was es bedeutet, mit Leib und Seele Wissenschaftler zu sein.



Gesucht: Immunistarke Regie Stefan Stirnemann

Aischylos: Der gefesselte Prometheus.
Griechisch/Deutsch. Herausgegeben und über-
setzt von Kurt Steinmann. Reclam. 166 S., Fr. 8.90

Der erfahrene Übersetzer Kurt Steinmann hat ein Theaterstück des griechischen Dichters Aischylos neu übersetzt. Wer den fremden Namen richtig aussprechen möchte, der denkt an kühlen Wein und wählt als Eselsbrücke den Eiskübel. Spreche und schreibe ich «Äschylus», so folge ich den Römern, die sich die Griechen mundgerecht machten. Mit ihren Namen sind uns die Menschen der Antike fremd und fern, wie könnte es anders sein? Im Anspruch an spannende Unterhaltung sind sie unsere Zwillinge.

Wär's ein Film, bekäme «Der gefesselte Prometheus» einen Oscar für dieses Drehbuch: Der Weltkonzern «Macht ohne Schranken» (Power Unlimited) – er hält alle Politiker in der weichen Schlinge des Schmiergelds und ist eigentlich ein Weltstaat – bekommt eine neue Führung, es war ein echter Umsturz, und der neue Spitzenmann ist Zeus, wegen seines bezwingenden Auftretens

«Göttervater» genannt. Geholfen hat ihm sein Cousin, klug bis zur Schlitzohrigkeit, Dr. Prometheus; ihm verdankt Zeus seinen Chefposten. Nun aber zeigt Zeus offen diktatorische und menschenverachtende Züge, es scheint sogar, als wolle er die Weltbevölkerung auslöschen und die Welt neu und anders besiedeln.

Da kündigt ihm Prometheus Freundschaft und Hilfe auf, wendet sich unmittelbar an die Menschheit und stattet sie mit seinem Wissen und Können aus, vor allem mit der Fähigkeit, die Kraft des Feuers zu nutzen: «Alles, was die Menschen können, von Prometheus haben sie's.» Umgehend schickt ihm der Boss die Sicherheitsabteilung ins Haus, lässt ihn weitab von aller Öffentlichkeit festsetzen und foltern und will seinen Willen brechen. Vernichten kann er ihn nicht, da er ihn immer noch braucht.

Stück über die Freiheit

Im Umfeld des Zeus tickt nämlich eine verborgene Bombe, und Dr. Prometheus weiss, wo und wann sie losbrechen wird und wie man sie entschärft. Er ist sicher, dass der Firmenchef ohne ihn nichts erreichen, aber mit seiner Hilfe seinen Irrweg verlassen kann, zum Wohle der Menschen. Unser Held gibt also nicht nach und gibt sein Geheimnis nicht preis, aber auch Zeus bleibt hart und lässt ihn in einen Gulag deportieren, und mit diesem Abbruch jeder Kommunikation endet der Film; offensichtlich ist er auf mehrere Teile angelegt.

Prometheus ist nicht James Bond, und Aischylos verzichtet auf knallende Spannung. Auch mit der Geschichte muss er das Publikum nicht überraschen, es kennt den Sagenkreis um Prometheus. Natürlich sorgt der Dichter auch fürs Auge und Ohr – mit schöner, rhythmischer Sprache, mit Gesang, Tanz, prächtigen Masken und Kostümen; im Mittelpunkt aber steht die Deutung der alten Erzählung, und die Spannung des Stücks ist die Spannung eines Gedankenkampfes. Worum? Um das höchste Ziel der alten Griechen: die Freiheit, die Begrenzung der Macht; kein Kon-

zern, kein Tyrann darf über das Leben des Einzelnen bestimmen.

Der Chor singt: «Nach neuen Gesetzen übt Zeus gesetzlos die Macht aus.» Man kann sich vorstellen, wie dieses Stück den Athenern Stoff für politische Gespräche und politische Handlungen gab: Es geht um die freie Stadt, um die gemeinsame Sache. Das karge Bühnengeschehen: Prometheus wird an einen Felsen geschmiedet, und eine Reihe von Besuchern erscheint, die ihn zur Umkehr bewegen wollen oder ihn bestärken. Am Ende verbannt ihn Zeus in die Unterwelt.

Der Vater des griechischen und damit unseres Theaters ist Dionysos, der Gott des Weins und des Rausches. Aus Feiern und Gesängen zu seinen Ehren hat sich das Schauspiel entwickelt; die Kraft der Ekstase, die Dionysos spendet, wurde zur Kraft des Wortes. An einem seiner Feste traten die Dichter mit ihren Schauspielen an und massen sich. Aischylos hat rund achtzig Stücke verfasst, erhalten sind sieben, den ersten Preis gewann er dreizehnmal. Der Dichter war überzeugter Bürger Athens, und er kämpfte gegen die Perser mit, so bei der Schlacht von Marathon (490 v. Chr.).

Die Ausgabe ist zweisprachig, bietet also auch den altgriechischen Text. Ist das nötig? Als man den jungen Gottfried Keller dazu bringen wollte, Latein und Griechisch zu lernen, pflegte er, wie er dem Kollegen Freiligrath schrieb, zu entgegnen, Homer habe *ihn* auch nicht gelesen und sei doch ein passabler Dichter geworden. Dichter werden die wenigsten, aber ausgerüstet mit einer Übersetzung, lernt jeder schnell, das Griechische mitzubuchstabieren, und es gehen ihm die Grundbedeutungen vieler unserer Wörter auf. In der «Politik» steckt die griechische Polis (die Stadt und Bürgerschaft), die «Ekstase» ist das Ausser-sich-Treten (*ékstasis*).

Aischylos hat ein Stück über die Freiheit geschrieben, und er zeichnet ein Bild der Diktatur. Wie er auf Goethe, Marx und Nietzsche gewirkt hat, lässt sich im Nachwort der Ausgabe lesen. Es stammt von Anton Bierl, Professor in Basel. Es ist betont fachgelehrt und setzt viel voraus.

Wer bringt diese Neuauflage auf die Bühne? Heute regiert die Exekutive nach Notstandsgesetzen, das heisst nach Willkür. Klug, wie sie ist, verbietet sie alle Kultur; die könnte zu politischem Denken und Handeln anleiten und die Ekstase, die Lebensfreude fördern, die jedem Diktator den düsteren Plan verdirbt. Gesucht wird eine Regie, die immun ist gegen Angst und Zwang.

Und was ist mit dem Übersetzer? Er hat einen undankbaren Beruf: Je besser er seine Sache getan hat, desto weniger ist von ihm die Rede. Kurt Steinmann versteht Aischylos, und seine deutschen Sätze liegen gut im Mund; sie sind bühnentauglich. Dionysos, der huldreiche und fidele Herr, schenke ihm ein Glas roten Weines ein und spreche zu ihm: «Chapeau, Steinmann, wir sind zufrieden, weiter so!»



Die (Un-)Ordnung der Wirtschaft

Jürgen Dunsch

Wolfgang Bernhardt: Heiteres über die (Un-)Ordnung der Wirtschaft. Vier Türme. 125 S., Fr. 14.90

Bonmots kommen leichtfüssig daher, sind aber hohe Kunst. Vom Bastard der Kalauer trennen sie Welten. Teilnehmer an Betriebsfesten, gewissen Ehrungen und vielen öffentlichen Veranstaltungen können ein garstiges Lied davon singen. Über Unternehmen heisst es zum Beispiel gerne: «Lieber roten Wein als rote Zahlen.» Aus dem Umfeld der Betriebe hat Wolfgang Bernhardt einen bunten Strauss an Zitaten in einem kleinen, handwerklich und bildlich sehr ansprechenden Buch versammelt. Bernhardt ist in dieser Sphäre zu Hause. In seiner aktiven Zeit war der promovierte Jurist Spitzenmanager in mehreren deutschen Grossunternehmen und zuletzt bis 2014 in den Leitungsgremien der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Über die Jahre hat er sich darüber hinaus als scharfzüngiger Beobachter der Managerkaste betätigt.

Jetzt also «Heiteres über die (Un-)Ordnung der Wirtschaft». In Bernhardts Buch darf der legendäre Bankier Carl Fürstenberg nicht fehlen, dem allen voran der Spruch «Aktionäre sind dumm und frech: dumm, weil sie Aktien kaufen, und frech, weil sie dann auch noch Dividende haben wollen» zugeschrieben wird. Ebenso ist er in dem Band unter anderem mit dem ebenfalls bekannten «Als Erstes im Bankwesen lernt man den Respekt vor Nullen» vertreten. George Bernard Shaw glänzt mit: «Geld ist nicht alles. Aber viel Geld ist etwas anderes.» Herrlich auch der frühere Deutsche-Bank-Überwarter Hermann Josef Abs: «Wenn ich weniger wüsste, könnte ich mehr sagen.» Mit Twitter und Co. hätte ein Abs von heute sicher nichts am Hut.

Mit solchen Heroen des Bonmots kann und will sich Bernhardt, Honorarprofessor an der Universität Leipzig, nicht messen. Aber seine Kennzeichnung etwa der Wirtschaftsprüfer als «gross im Kleinen, klein im Grossen» ist der Erinnerung wert. Mit Zitaten aus den «Weisheitsgeschichten» des verstorbenen Jesuitenpriesters Anthony de Mello hat der Buchautor, selbst aktiver Katholik, einen besonderen Glücksgriff getan. De Mello steht der Unternehmenswelt fern. Bernhardt zitiert ihn aber zum Beispiel mit diesen Sätzen: «Einem Schüler, der sich schrecklich fürchtete, Fehler zu machen, sagte der Meister: «Diejenigen, die keine Fehler machen, machen den grössten aller Fehler: Sie versuchen nichts Neues.» Die Botschaft ist bekannt, aber sie kommt selten so glänzend formuliert daher.



Ganz schön gerissen: Autor Lenz.

Nostalgie als Kernkompetenz

Anton Beck

Pedro Lenz: Primitivo. Cosmos. 184 S., Fr. 29.90

«Der Künstler muss lauter Dinge verkörpern, die die Kundschaft an die eigene Jugend erinnern, die sie aber hinter sich gelassen haben, weil es ihnen zu anstrengend wurde.» Dieser Satz aus dem Roman «Die schöne Fanny» (2018) sagt viel aus über seinen Autor, den Schweizer Schriftsteller Pedro Lenz. Denn die Nostalgie ist seine Kernkompetenz. In den Romanen des Berners sind die Charaktere und auch die Schauplätze verrückt und etwas dreckig, doch nie so, dass man sie als abstoßend empfinden würde.

In «Der Goalie bin ig», Lenz' berühmtestem Roman, streift ein Häftling, der zu Unrecht sitzen musste und von einer rauen Situation in die nächste gerät, durch eine raue Stadt. Die achtziger Jahre ziehen sich wie ein roter Faden durch die Bücher, und es überrascht kaum, dass auch Lenz' jüngster Roman, «Primitivo», in den Achtzigern in einer dreckig-rauen Schweizer Stadt spielt.

Dort lebte der Maurer Primitivo, der bodenständige, schlichte Held, der zu Beginn des Romans tödlich verunfallt. Zurück lässt er den Jugendlichen Charly, der mit dem spanischen Gastarbeiter arbeitete und auch so etwas wie sein Lehrling in den Dingen des Lebens war. Der muss seinen Alltag nun ohne Primitivo organisieren. «Am zwöite Tag nachdäm dass der Primitivo isch gestorbe gsi, han i mer mit es paar ehemalige Schueukollege d Kante ggä.» Charly

bringt bis zum Tag von Primitivos Beerdigung am Ende des Buchs immer mehr über dessen Biografie in Erfahrung, die von Migration, aber auch von der Begegnung mit Naziverbrechern erzählt. Dazwischen kippt der Roman immer wieder in Charlys Pubertät und eben in die Nostalgie der frühen achtziger Jahre.

Bodenständige Geschichten

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser etwas repetitiven Kernthematik ist Lenz ein gefeierter Autor. Bei den Lesern kommen die bodenständigen Geschichten im Berner Dialekt gut an – so gut, dass die Bücher den Sprung in grössere Verlagen geschafft haben, vielfach übersetzt (auch ins Hochdeutsche) und ausgezeichnet worden sind. Auch sonst ist Lenz präsent, etwa als Kolumnist bei der *Schweizer Illustrierten*, für die er monatlich seine «Gschichte vo hie und hütt» schreibt, und er war einer der Autoren der «Morgengeschichte» in Radio SRF 1.

Was er schreibt, ob Buch oder Kolumne, kommt in diesen so seltsam aussehenden Worten (wie etwa «am haubi sächsi» oder «jeden Oobe») nie todernst rüber, sondern immer unterhaltsam und angenehm. Wie seine Charaktere, auch wenn die Gegenwart alles andere als leicht ist, Charaktere, die sagen: «Ich hänge nicht an der Zukunft», und nie so genau zu wissen scheinen, was sie tun.

Zumindest Pedro Lenz weiss sehr wohl, was er tut. Kaum jemand in der Schweizer Literaturlandschaft publiziert so konstant wie er. Wenn man nicht gerade über eines seiner Bücher in Schweizer Buchhandlungen stolpert, nicht gerade in irgendeiner Zeitschrift einen Kommentar oder ein Interview entdeckt, plappert er im Bus aus einem Lautsprecher und

bekräftigt seine Liebe zu den Berner Young Boys. Zufällig kann so viel Präsenz nicht entstehen. Der Künstler muss ein geschickter Unternehmer sein: Ihm gelingt es, mit einem Nischenprodukt – Dialektliteratur – ein breites Publikum zu bespielen.

Die Krux dabei: Der Aufstieg zum landesweit bekannten Erfolgsschriftsteller darf nicht danach aussehen, er entspricht nicht dem Image, zu dem ein bisschen Kapitalismuskritik gehört, so wie der obligate Kapuzenpulli und der Wohnsitz in Olten – ein Ort, der etwas «Abgefacktes» hat, wie der Kabarettist Dominic Deville sagt.

Taktischer Schachzug?

Doch 2018 heiratete Pedro Lenz die 24 Jahre jüngere Rahel Grunder, Journalistin, Dressurreiterin und Tochter des BDP-Mitbegründers und Pferdezüchters Hans Grunder. Während die Medien, allen voran die *Schweizer Illustrierte*, mit niedlichen Überschriften wie «Wie Rahel und Pedro Lenz Familie und Beruf vereinbaren» das Promi-Paar begleiteten, rückte die Hochzeit den «Büezer»-Autor Lenz doch auch, ob er wollte oder nicht, in einen gesellschaftlich und politisch bürgerlichen Kontext.

Das kann in der Schweizer Literaturszene durchaus Argwohn wecken. Seinen neuen Roman «Primitivo» kann man daher auch als taktischen Schachzug lesen: Während der Autor Lenz in bürgerliche Gefilde emigriert, schreibt er einen Roman über einen Büezer, der bis zu seinem Unfalltod als unauffälliger Maurer auf dem Bau arbeitete. «Uf aune Fotine isch der Primitivo nöitrau aagleit gsi, nie salopp wi ne Tourischt und nie gwandet wi eine, wo öppis wott repräsentiere, oder eine, wo vomne grosse Fesch chunnt.»

Ganz schön gerissen, dieser Pedro Lenz.

Süßes kleines Horrorkabinett

Wolfgang Koydl

Stephen King: Später. Heyne. 304 S., Fr. 31.90

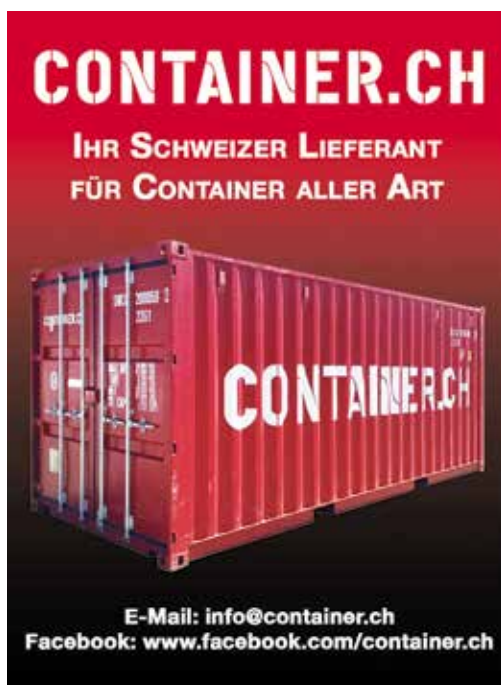
Wenn jemand über fünf Dutzend Romane und Hunderte von Kurzgeschichten geschrieben hat, versteht er etwas vom Literaturbetrieb. Insofern ist es nur logisch, dass die Mutter von Jamie Conklin in Stephen Kings neuem Roman Literaturagentin ist. Das erlaubt King wunderbar bissige Seitenhiebe aufs eigene Genre: «Meine Mutter pflegte zu sagen, dass die meisten Schriftsteller merkwürdig sind wie Scheisshaufen, die im Dunkeln glühen», erinnert sich Jamie.

Als die Geschichte beginnt, ist er acht Jahre alt. Und da er im Rückblick schreibt, weiss

man, dass die Horrorgeschichte gut für ihn ausgegangen sein muss. Denn sonst könnte er ja nicht heute am Laptop sitzen. Aus den zwei Zeitachsen ergibt sich zudem der Titel: «Später» sei ihm erst manches deutlich geworden, schreibt Jamie immer wieder.

Hartnäckiger Bombenleger

Wiederholt erinnert er die Leser auch daran, dass dies eine Horrorgeschichte sei. Vielleicht ist King selbst bewusst geworden, dass die Gedächtnisauffrischung notwendig war, weil «Später» – gar nicht King-like – nur ein bisschen schrecklich ist. Viel eher ist es ein Entwicklungsroman, in dem Jamie Conklin einiges über die Welt der Erwachsenen lernt – der Lebenden wie der Toten. Die Sache ist die, dass der Junge für kurze Zeit frisch Verstorbene sehen und sprechen kann. Das Be-



sondere: In dieser Phase müssen sie ihm die Wahrheit sagen.

Das klingt eher nach einem Märchen- als einem Schreckensujet, und es kommt, wie es kommen muss: Die Grossen nutzen die Fähigkeit des Kleinen für sich aus. Im Auftrag der Mutter entlockt er dem zu früh gestorbenen Bestsellerautor das letzte Kapitel seines Buches. Haariger ist die Bitte der Polizistenfreundin seiner Mutter: Für sie soll er einen toten Bombenleger fragen, wo er seinen letzten Sprengsatz deponiert hat. Das gelingt zwar, aber dieser Tote ist hartnäckig: Er löst sich nicht in Luft auf.

Im Vergleich zu Kings Œuvre ist «Später» fast ein schwächtiges Buch. Man kann es an ein paar Abenden auslesen. Und anders als bei anderen King-Büchern kann man anschliessend gut schlafen.



Die Bibel Beruf und Berufung

Jeder aber bleibe in der Berufung, in die er berufen worden ist (1. Korinther 7, 20). – Paulus verdiente seinen Lebensunterhalt als Zeltmacher. Jesus hatte als Zimmermann gearbeitet. Bekanntgeworden ist Jesus aber als Offenbarung Gottes und Paulus als Apostel. Dazu waren sie berufen. Jesus war der Sonderfall, und Paulus war zeitweise sowohl Apostel als auch Zeltmacher. Die Berufung wurde dann im Mittelalter dahin umgedeutet, dass jemand für den totalen Gottesdienst – das hiess fürs Klosterleben – berufen sei. Dadurch spaltete sich die Gesellschaft in berufene und unberufene Menschen auf. Luther hat diesen Missstand als Mönch selbst erlebt. Als er Gottes Ruf vernahm, verliess er das Kloster. Er merkte, dass die Berufung auch im gewöhnlichen Leben und in jeder Arbeit ihren Platz haben kann. Mit der Zeit wurde der Broterwerb allgemein als Beruf bezeichnet. Damit hatte Luther ein altes Missverständnis weggeräumt, aber den Boden für ein neues bereitet.

Die Berufung des Menschen erschöpft sich doch nicht in seinem Beruf! Sie umfasst auch vieles, was heute herablassend «Hobby» genannt wird. Manche sind sogar stärker zum Hobby als zum Beruf berufen – und bringen dort Grossartiges zustande. Schon deshalb sollte man den Begriff «Beruf» weiter fassen. Merkwürdig ist überdies, dass die Kindererziehung in der Familie mitsamt der Haushaltsführung nicht mehr als Beruf gilt, obwohl genau das eine Berufung sein kann. Und noch aus einem anderen Grund ist der Berufsbegriff zu erweitern: Das Mönchtum wusste immerhin, dass die Berufung von Gott kommt. Sie ist der Ruf in die Nachfolge Jesu Christi. Diesem Ruf kann ich auch als Maurer oder als Kassierer nachkommen. Und er verschafft mir mehr als ein neues Hobby. Er gibt mir Rückenwind und erfüllt mich mit Hoffnung und Gelassenheit.

Peter Ruch

Ich, der Avatar

Videogames machen nicht nur technisch Fortschritte.

Die emotionalen Bindungen zwischen Gamer und Spielfigur werden stärker und komplexer.

Marc Bodmer

World of Warcraft: Blizzard Entertainment, Activision Blizzard.

Horizon Zero Dawn: Guerilla Games, Sony Interactive Entertainment

Destiny 2: Bungie, Bungie

Als die Seuche um sich griff, ahnte niemand, welch fatale Konsequenzen sie haben würde. Man hoffte, der Schaden würde sich in Grenzen halten. Doch ausgerechnet die Schwächeren flüchteten in Panik und trugen den Erreger in die Dörfer. Sie wollten sich in Sicherheit bringen und versuchten so Ahnungslose. Vergeblich wurden Quarantänelager eingerichtet, um dem Virus Herr zu werden.

Diese Geschichte, die an die Corona-Geschehnisse von Anfang 2020 erinnert, spielte sich 2005 im Online-Videospiel «World of Warcraft» ab. Das Studio Blizzard Entertainment hatte einen neuen Spielbereich aufgeschaltet, der für die stärksten Spieler gedacht war. Am Ende der Herausforderung erwartete sie Hakkar, ein übler Blutgott. Zu seinen Abwehrkräften gehört ein Virus, welches das Blut der Angreifer zersetzt und sie bis zum Tod schwächt. Nur wenn die Angreifer das finale Monster bezwingen können, stirbt der Erreger mit ihm.

Sehr menschliche Verhaltensweisen

Womit Blizzard nicht gerechnet hatte, war die Sorge der Gamerinnen und Gamer um ihre Avatare und deren Begleittiere. Kopflös teleportierten sich die schwächeren Spieler in entlegene Gebiete, brachten ihre infizierten Maskottchen in Sicherheit, nur um mit ihnen andere Avatare anzustecken. Das «corrupted blood»-Virus raffte die Bevölkerung der virtuellen Fantasy-Welt Azeroth dahin. Die Spielfiguren explodierten in Blutwolken, Skelette häuften sich in den Gassen. Am Ende half nur noch ein Patch, ein verbesserter Software-Code des Game-Studios, um der Blutseuche ein Ende zu setzen.

Unter den Spielern befand sich damals Eric Lofgren, ein Epidemiologe, der fasziniert beobachtete, wie die Panik um sich griff. In den üblichen Epidemiesimulationen zeigten sich diese sehr menschlichen Verhaltensweisen nicht. Doch hier, in «World of Warcraft», wo sich Millionen von Menschen rund um den Globus online tummeln, reagierten Menschen, denen etwas am Herzen lag. Zusammen mit Nina Fefferman veröffentlichte Lofgren 2007 in der Fachzeitschrift *The Lancet Infectious Diseases* eine Studie, die auf das Potenzial von «Massively Multiplayer Online Games» im Vergleich zu herkömmlichen Simulationen hinwies. Die damaligen Erkenntnisse dienen ihm noch heute für seine Arbeit im Zusammenhang mit Covid-19.

Über Monate, manchmal über Jahre, pflegen Gamer ihre Spielfiguren in Titeln wie «World of Warcraft». Machen sie stärker, machen sie mächtiger, dekorieren sie, gestalten sie nach ihren Vorstellungen. Diese individuellen Erscheinungen signalisieren auch den anderen Spielern sofort, mit wem sie es zu tun haben.

Die Spielfiguren explodierten in Blutwolken, Skelette häuften sich in den Gassen.

Während dieser «Entwicklungszeit» wächst zwischen dem Spieler und seinem Avatar eine emotionale Intimität, wie die Wissenschaftler Jaime Banks und Nicholas David Bowman herausgefunden haben, die auf die Interaktion von Menschen und Maschinen spezialisiert sind. «Anfangs lag der Fokus der Forschung einzig auf der Ebene der Identifikation», sagt Banks im Gespräch mit der *Weltwoche*. Heute zeigt sich ein komplexeres Bild.

Psychologisches Verschmelzen

Die enge Bindung zwischen Spieler und Avatar findet sich in keinem anderen Medium wieder und liegt auch darin begründet, dass die Gamer nur über ihren digitalen Stellvertreter mit der virtuellen Welt in Kontakt treten kön-

nen. Wissenschaftler sprechen hier von einem psychologischen Verschmelzen des Spielerhirns mit dem des Avatars.

Der Grad der Beziehung fällt dabei unterschiedlich aus. Wer seine Spielfigur als Werkzeug, als Mittel zum Zweck betrachtet, wie dies in Shooter-Games der Fall ist, entwickelt in der Regel keine grosse Bindung, denn der Avatar hat keine Bedürfnisse: Er kämpft, stirbt, kehrt zurück – weiter geht's. Dem steht die Beziehung «Avatar als Anderer» gegenüber. Dabei ist die «suspension of disbelief» (die willentliche Aussetzung der Ungläubigkeit) – ähnlich wie in Science-Fiction- und Fantasy-Filmen – sehr hoch. Die Spielfigur «lebt» in ihrer eigenen Welt mit ihren eigenen Regeln. Entsprechend ausgeprägt ist das Gefühl von Fürsorge und Verantwortung für den digitalen Stellvertreter nach dem Motto: «Ich helfe meinem Avatar, die Dinge zu erreichen, die er oder sie benötigt.»

Besonders stark ist diese Beziehung zwischen Spieler und Avatar in Rollenspielen wie dem eingangs beschriebenen «World of Warcraft» oder in der «The Elder Scrolls»-Serie mit fantastischen Welten im Stil von «Lord of the Rings». Doch auch bei Einzelspielertiteln wie «Horizon Zero Dawn» kommt es zu erstaunlichen Bindungen – und zwar nicht von ungefähr. Die Protagonistin Aloy wurde von den Designern des niederländischen Studios Guerilla Games gezielt zugänglich gestaltet. Die Heldin sieht aus, als sei von der TV-Serie «Game of Thrones» ausgebüxt: jung, dynamisch, gut. Keine üppige Oberweite, keine Wespentaille, sondern ein realistischer, athletischer Körper, wie er zu einer jungen Frau passt, die in einer futuristischen Steinzeit aufgewachsen ist.

Gemeinsam mit Aloy, die ihren vertrauten Stamm verlässt, erkunden die Spieler das Land und entdecken es mit ihr. Die geteilten Erlebnisse verstärken die Beziehung. «Ich glaube, dass es kaum jemanden im Studio gibt, der sich nicht in Aloy verliebt hat. Für uns ist sie zu einer echten Person geworden», sagt John Gonzalez, verantwortlich für die Geschichte von «Horizon Zero Dawn».



Gehätschelt: Begleittiere in «World of Warcraft».



Umschwärmt: Aloy in «Horizon Zero Dawn».



Gemeuchelt: Cayde-6 in «Destiny 2».

Für Banks, die über 3000 Gamerinnen und Gamer interviewt hat, entsteht die «Liebenswürdigkeit» einer Figur durch mehrere Faktoren: «Die Figur muss stimmig entworfen sein. Verfügt sie über eine Persönlichkeit? Macht ihre Verhaltensweise Sinn? Ist sie vorhersehbar? Entwickelt sie sich weiter?»

Die an der Texas Tech University arbeitende Forscherin erachtet jene Beziehung als am spannendsten, bei der die Spieler zwischen sich und ihrer Figur hin- und herspringen. «Es sind oft Menschen, die es nicht einfach haben im richtigen Leben und Games als ein Übungsfeld benutzen. Sie probieren Dinge im Spiel aus, bevor sie sie in den Alltag übertragen.» So hat sie mit Spielern gesprochen, die unsicher sind, was ihre Gender-Identität anbelangt: «Sie wählten weibliche Spielfiguren. Oder ein Alkoholiker fühlte sich zu den Blutelfen in «World of Warcraft» hingezogen, die ihre magischen Kräfte aus einer dunklen Magie ziehen, von der sie abhängig sind und die damit auch ihre Schwäche bildet.»

Licht gegen Dunkel

Die in den letzten Jahren deutlich verbesserten grafischen Möglichkeiten haben ihren Teil zur Vermenschlichung der Spielfiguren und ihrer Glaubwürdigkeit beigetragen. Die Mimik wirkt nicht mehr so wächsern. Die Körper sind weniger überzeichnet. Doch diese Hüllen müssen gefüllt werden – mit Emotionen. «Diese werden in Filmen als eine Serie vorgeschriebener Situationen kreiert, die einer Figur widerfahren – in einer exakten Reihenfolge mit genauem Timing», erklärt David Freeman, Autor des Standardwerks «Creating Emotion in Games»: «Bei Videospiele gibt es wohl auch lineare Elemente, aber diese werden oft mit einer Vielzahl von non-linearen, viele verschiedene Wege öffnenden Elementen kombiniert.»

Unter diesen Bedingungen einen Spannungsbogen zu konstruieren, wie es Hollywoods Drehbuchautoren tun, ist aufgrund der game-typischen Interaktivität tückisch, doch die sogenannten *emotioneers* werden immer besser und bauen Gefühlsbrücken selbst zu nicht spielbaren Figuren wie Cayde-6 im Fantasy-Shooter «Destiny 2». Als der frühere Guardian zu Beginn des Kapitels «Forsaken» in einen Hinterhalt gerät und ermordet wird, schockierte das 2018 die Spielergemeinde. Im pathetischen Kampf von Licht gegen Dunkel war der roboterhafte Cayde-6 mit seinem Faible für Hühner und coole Sprüche das Salz in der Suppe. Für das Studio Bungie ging die Rechnung auf, denn «Forsaken» war eine Rache-geschichte im klassischen Westernstil. Noch heute wird in Online-Foren über eine mögliche Rückkehr von Cayde-6 diskutiert – da soll noch jemand sagen, dass Videospiele über keine emotionale Tiefe verfügen.

Serie

Miese Verhältnisse

Wolfram Knorr

Mare of Easttown (USA, 2021)

Von Brad Ingelsby. Mit Kate Winslet, Evan Peters, Jean Smart, Guy Pearce. Miniserie, Sky

«Die grosse amerikanische Autofahrt», heisst es zu Beginn in John Updikes Roman «Bessere Verhältnisse», gehe zu Ende. In Easttown, einer Kleinstadt in Pennsylvania, ist sie längst zu Ende gegangen, herrscht Stillstand zwischen den Backstein- und Holzhäusern, den tristen Rasen und kümmerlichen Parks, den leeren Gewerbebezonen und Industriebrachen. Mare Sheehan (Kate Winslet), Kriminalbeamtin, lebt mit ihrer Mutter Helen (Jean Smart) und ihrer Teenager-Tochter Siobhan zusammen.

Die Verhältnisse sind mies. Arbeitslosigkeit, Opioid-Krise, Familiendesaster durchziehen wie der klamme Nebel die Gemüter der Einwohner. Mare verlor ihren Sohn, erst an die Drogen, dann durch Suizid. Darauf scheiterte ihre Ehe, der Ex wohnt mit seiner Verlobten gleich nebenan. Auch der Beruf macht ihr zu schaffen; eine Freundin wirft ihr vor, zu wenig für ihre vermisste Tochter getan zu haben.

Sie ist voller Groll gegen alle, Mutter, Tochter, Freundinnen – auch sich selbst gegenüber. Sie ernährt sich lustlos von Tiefkühlkost und Bier, trägt schlampige Jeans, T-Shirts und Baumwollhemden, vernachlässigt das Haar, und ständig zieht sie an ihrer grässlichen E-Zigarette. Auch im Job ist sie übellaunig und reagiert frostig auf den Ermittler Colin Zabel (Evan Peters), den ihr Chef ihr bei der Aufklärung eines Mordes an die Seite stellt. Selbst der Kaffee im Pappbecher, den Colin als Versöhnungsgeste mitbringt, kann sie nicht milder stimmen. Nur mühsam akzeptiert sie ihn, weil sie ihn für weitere Mordfälle dann doch braucht. Ein Sorgerechtsstreit, in dem sich Mare peinlich verheddert, macht aber alles schlimmer.

Im seelischen Sumpf

Mare Sheehan, Heldin der HBO-Miniserie «Mare of Easttown» von Brad Ingelsby, der selbst aus Pennsylvania stammt und seine Pappenheimer kennt, gehört zu den ungewöhnlichsten Frauenfiguren. Um die Mordfälle und ihre Aufklärung geht es fast nur nebenbei. In Tat und Wahrheit versucht eine desillusionierte Mittvierzigerin, in der verhockten Kleinstadt nicht vollends ihre Balance zu verlieren, im seelischen Sumpf zu versinken. Da ist ihr verqueres Verhältnis zur halbwüchsigen Tochter, jenes zur nöhlenden Mutter, zum Ex und zu seiner Verlobten, zu den verstockten Teenagern, die sie vernehmen muss. Nichts klappt. Alleine muss sie ihre emotiona-



Groll gegen alle: Kriminalbeamtin Mare Sheehan (Kate Winslet).

len, seelischen und sozialen Probleme schultern. Während die Männer sich hinter ihren Bärten verstecken, sich auf den Sofas räkelnd und sich an ihren Bierflaschen festhalten, klammern sich die Frauen an ihre Familien, obwohl die zerbröseln. Kate Winslet macht aus dieser keineswegs sympathischen Frau eine faszinierende Mischung aus Lady Macbeth und Mutter Courage, weit weg von feministischen Gefühlsproblemen. Stattdessen richtet sie sich mit einer vor keinem Detail zurückschreckenden brutalen Direktheit im Alltag ihrer Figur ein. Nur mühsam macht sie sich zurecht, wenn sie sich mit dem attraktiven Schriftsteller Richard Ryan (Guy Pearce) zum Dinner trifft. Aber auch dieses verhagelt sie. Nur bei den Sitzungen mit ihrer Therapeutin, wenn sie über ihr Trauma, den Tod ihres Sohnes, zu reden wagt, wird sie zur emotionalen Sympathieträgerin, die darum ringt, sich nicht länger die Existenz verfinstern zu lassen. Szenen von bohrender Intensität.

In der Miniserie «Mildred Pierce» (2011), ebenfalls von HBO, nach dem gleichnamigen Roman von James M. Caine, spielte sie eine Hausfrau, die in der Zeit der Grossen Depression ihren fremdgehenden Mann aus dem Haus wirft, als Kellnerin arbeitet, zäh ihren Weg nach oben macht und ein Hähnchengrill-Imperium aufbaut. Eine lange fremdbestimmte Frau findet zu sich selbst. Mare hat den Anschluss verloren und kämpft nun darum, ihn wiederzufinden. Kate



Winslets wichtige Rollen sind fast alle davon geprägt, selbst jene in «Titanic» (1997).

Die britische Serie «Happy Valley» (2014) von Sally Wainwright über eine Provinzpolizistin, gespielt von Sarah Lancashire, die über den gewaltsamen Tod ihrer Tochter nicht hinwegkommt, ist in ihrem schonungslosen Realismus «Mare of Easttown» verblüffend ähnlich. Was beide Serien eint, sind die Kämpfe starker Frauen, nicht gegen das Patriarchat, das gibt es in beiden Fällen schon lange nicht mehr, sondern gegen eine Gesellschaft, die auseinanderzufallen droht; in der es die Frauen sind, die sich dagegenstemmen. Beide Serien greifen dafür zu purer sinnlicher Anschaulichkeit. «Mare of Easttown» will nicht mit den Menschen rechten, sondern ihnen nur gerecht werden.

Kunst

Das Tier als Kunstwerk

Rolf Hürzeler

August Gaul: Moderne Tiere. Kunstmuseum Bern. Bis 24. Oktober

Das Tier wälzt sich, es schlägt aus, oder es trabt: Sechs kleine Bronze-Esel bringen dem Betrachter ihre Eigenheiten auf einen Blick näher. Man versteht somit, dass im gemeinen Esel mehr als Sturheit steckt, nämlich sehr viel Lebensfreude.

Diese kleine Serie von Plastiken ist in der Ausstellung «Moderne Tiere» im Berner Kunstmuseum zu sehen. Im Mittelpunkt der Schau stehen die Werke des deutschen Bildhauers August Gaul (1869–1921), der heute weitgehend vergessen ist. Zahlreiche zeitgenössische Dokumente wie Filme und Plakate sowie Gemälde von Franz Marc, August Macke oder Henri Rousseau stellen Gauls Werk in den kulturpolitischen Zusammenhang seiner Zeit. Dessen Skulpturen mögen a prima vista harmlos erscheinen. Aber sie stehen perfekt für die Machtansprüche, die Natursehnsucht oder die Technologiebegeisterung im Umbruch jener Zeit.

Wahrnehmung des Kolonialismus

So illustrieren die sechs kleinen Esel den technologischen Fortschritt zu Beginn des letzten Jahrhunderts, als Filmbilder im Kulturleben Einzug hielten. Ihre Bewegungen lassen sich anschaulich als Ablauf einzelner Momentaufnahmen interpretieren.

August Gaul stammte aus Hessen, sein Vater war Steinmetz. Er kam zur Ausbildung nach Berlin, wo er sich später der Berliner Secessions anschloss, der wegweisenden künstlerischen Bewegung jener Zeit. Vor allem aber

gewann Gaul 1890 eine Dauerkarte für den Berliner Zoo. Exotische Tiere faszinierten das Publikum damals – als Zeugen einer fremden Welt jenseits der eigenen Erfahrungen. So fanden Gauls Plastiken verbreitet Anerkennung, der renommierte Galerist Paul Cassirer erkannte das kommerzielle Potenzial der Werke und förderte Gaul. Die beiden arbeiteten so eng zusammen, dass sie in der Kunstszene als «Paulchen und Gaulchen» firmierten. Offenkundig erfreuten sich die beiden allseitiger Beliebtheit.

Die Berner Ausstellung begrüsst den Besucher mit der markanten Skulptur einer grossen Löwin (1899/1900). Laut der Kuratorin Katharina Lee Chichester mochte Gaul das Tier nicht, wie damals üblich, als heroisch-männ-

Er wollte ein neues Löwinnenverständnis bei seinen Zeitgenossen wecken.

liche Erscheinung mit Mähne darstellen. Er wollte es vielmehr eigenständig erfassen und damit ein neues Löwinnenverständnis bei seinen Zeitgenossen wecken. Tatsächlich erscheint einem Gauls Löwin als ziemlich friedfertig, als habe sie ausreichend gefrühstückt.



Zeugen einer fremden Welt:
Bildhauer Gaul.

Beachtenswert ist auch die Skulptur eines lebensgrossen Orang-Utans. Menschenaffen waren damals in europäischen Zoos kaum zu sehen, weil sie unter der Diskrepanz zwischen ihrem heimatlichen Urwald in Borneo und den europäischen Käfigen litten. Im Sommer 1895 weilte jedoch zum Gaudi des Publikums eine dreiköpfige Affendelelegation in Berlin. Gaul schuf eine Gipsfigur, die postum in Bronze gegossen wurde. Das Tier trifft den Begriff «Menschenaffe» exakt; es begegnet einem munter wie ein Gleichartiger. Auch dahinter verbirgt sich eine weltanschauliche Aussage:

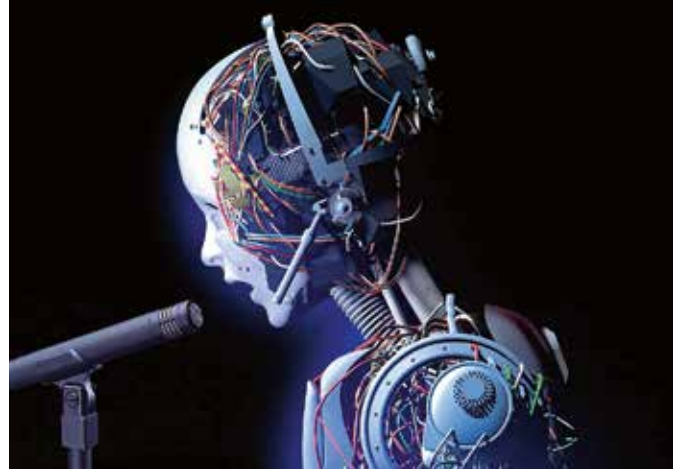
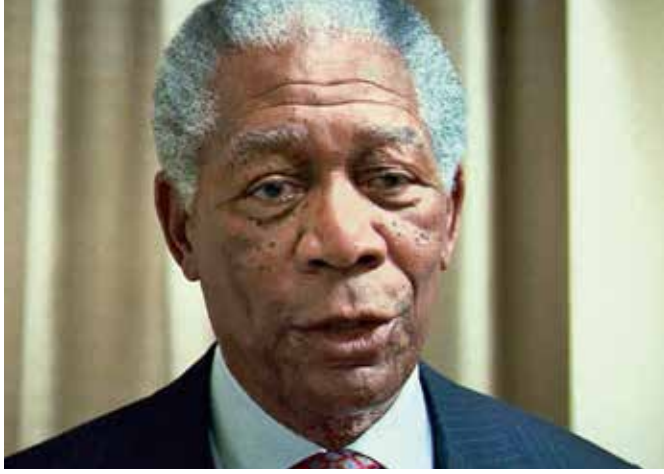
In jener Zeit, nach Charles Darwins Erkenntnissen, tobte eine heftige Debatte über die Gemeinsamkeiten zwischen Tier und Mensch.

Der Berner Ausstellung kommt das Verdienst zu, das Werk dieses aussergewöhnlichen Künstlers in einen geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Es erleichtert den Zugang zu jenen Jahren unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Auch Gaul liess sich vom damaligen Nationalismus anstecken und zeichnete beispielsweise die propagandistische Karikatur «Der britische Leu» bei seinem letzten Auftritt, einen Seelöwen mit imperialer Erdkugel auf der Nase. Wie viele andere seiner Generation erkannte Gaul seinen nationalistischen Irrtum erst, als es zu spät war.

Bei allem Bemühen, die geschichtlichen Zusammenhänge in dieser Schau zu erläutern, wirken die mancherorts angebrachten *trigger warnings* in Form von roten Tafelchen aufgesetzt. Sie sollen vor Bildern mit «Rassismen und Diskriminierungen, die verletzend wirken können» warnen. Man dürfte wohl selbst empfindsamen Gemütern die Erkenntnis zumuten, dass die Wahrnehmung des Kolonialismus vor mehr als hundert Jahren etwas anders war als heutzutage. Abgesehen von dieser zeitgeistigen Irritation lohnt sich ein Besuch dieser Ausstellung sehr.

26. 3. – 25. 7. 21
KUNSTHAUS
ZÜRICH

GERHARD
RICHTER
LANDSCHAFT



Multilinguale Transformation: Schauspieler Freeman (l.), Deepdub.

Technologie

Polyglotte Schauspieler

Pierre Heumann

Deepdub.ai:
Website mit Synchronisationsbeispielen

Morgan Freeman könnte auf der Leinwand bald Spanisch sprechen. Die tiefe, markante Charakterstimme des Schauspielers würde dann so originalgetreu klingen, als würde er Spanisch tatsächlich perfekt beherrschen. Doch dem ist nicht so – ermöglicht wird die multilinguale Transformation der Originalstimme durch das Start-up Deepdub aus Tel Aviv, das mit künstlicher Intelligenz das herkömmliche Synchronisieren revolutioniert. Freeman war ein erster Testlauf.

Fans von Originalversionen mit Untertiteln mögen skeptisch sein – gerade die Schweiz ist in dieser Hinsicht ja seit je eine Hochburg. Aber das Jungunternehmen erzeugt eine Sprachsynthese, die sich vom Original nicht unterscheiden soll. Deepdub hat eine digitale Plattform geschaffen, die anhand von Clips die Originalstimme des Schauspielers lernt und studiert, seinen Stil und seine charakteristischen Eigenschaften beim Sprechen verinnerlicht und übernimmt. Dann konvertiert die Plattform den O-Ton nach einer digitalen Bearbeitung in die gewünschte Sprache. Dabei werden künstliche Intelligenz und Deep-Learning-Technologie miteinander kombiniert, zudem wird auch NLP angewandt – was für «Natural Language Processing» steht und Techniken zur maschinellen Verarbeitung natürlicher Sprache anbietet.

Feuerprobe für Netflix

Im Prinzip sei die Plattform für alle Sprachen anwendbar, sagt Ofir Krakowski, der mit seinem Bruder das Jungunternehmen gegründet

hat. Aber seine Firma konzentrierte sich in der ersten Phase auf die häufigsten sechs Sprachen. Im Laufe des Jahres sollen weitere hinzukommen. Mit seinem Bruder Nir hat Ofir während zweier Jahre an der Entwicklung der Plattform gearbeitet. Nach Gesprächen mit führenden Managern der Filmindustrie sei es ihnen klar gewesen, dass ihre disruptive Technologie auf eine hohe Nachfrage stossen werde. Die Reaktionen der Film- und Fernsehindustrie auf ihre Plattform seien «überwältigend», sagen die Gründer des Jungunternehmens.

Die Feuerprobe steht ihnen demnächst bevor. Der Film «Every Time I Die» von der New Yorker Produktionsfirma Mila Media, der derzeit bei Netflix in englischer Originalsprache läuft, soll von Deepdub in lateinamerikanisches Spanisch und brasilianisches Portugiesisch übersetzt und dann international vertrieben werden.

Im Vergleich zur traditionellen Synchronisierung ermöglicht Deepdub tiefere Preise. «Wir sind billiger, weil wir dramatisch viel weniger Personal brauchen», sagt der Sprecher von Deepdub. Was vor allem für kleine Studios ein Vorteil ist. «Dieses Tool gibt unabhängigen

*Dann klänge Morgan Freemans
Charakterstimme so, als würde er
Spanisch perfekt beherrschen.*

Produzenten die Chance, mit den grossen Studios zu konkurrieren», lässt sich Ohad Ashkenazi zitieren, der CEO der Produktionsfirma Mila Media.

Noch ist das Angebot zwar nicht vollautomatisiert. Ein Spielfilmprojekt erfordere weiterhin eine ganze Menge «Handarbeit», meint Krakowski. Der Prozess dauere deshalb derzeit bis zu acht Wochen. Die manuelle Herstellung verlange nach Synchronisierungsspezialisten und Sprachexperten. Deren Kommentare, mit denen das Programm gefüttert

werde, sollen die Ergebnisse der Synchronisierung verbessern und zur Effizienz der automatisierten Prozesse beitragen. Das Ziel der Brüder ist klar: den Synchronisationsprozess auf zwei Wochen zu verkürzen.

Pop

Sonnengefühle

Anton Beck

Porter Robinson: Nuture. Mom + Pop Music.

Jetzt, da der Sommer vor der Tür steht, entfaltet eines der interessantesten Alben des Frühlings erst seine wahre Wirkung. Porter Robinsons «Nuture» ist nämlich eine gute Stunde elektronische Popmusik, die so viel Positivität verbreitet, dass man sie eigentlich nur im Sonnenschein hören, wie Robinson auf dem Cover in einer Blumenwiese liegen und die wuchernde Umgebung seelisch aufsaugen will. Schon die ersten Songs wie «Look at the Sky» verbinden tanzbare Melodien mit zarten Stimmen und erzeugen von Vers zu Vers eine andere Facette von Glückseligkeit – das Hochgefühl zu Beginn, das melancholische Abflauen und die wiederkeimende Vorfreude.

Spätestens mit «Wind Tempos» wird dann aber klar, dass Robinson nicht einfach irgendein sonnengetränktes Album von vielen veröffentlicht hat, sondern ein wegweisendes für dieses Jahr. Der Song ist eine wilde Mischung aus einer der schönsten Pianomelodien, die seit langem komponiert wurden, schottisch klingenden Streichertönen und einer Stimme, die – so der amerikanische Musikkritiker Anthony Fantano – klinge, als habe eine künstliche Intelligenz eine göttliche Erfahrung. Ein schönes Bild, führt man sich vor Augen, dass selbst etwas so hoch Entwickeltes wie eine starke KI sich vor den grossen Fragen des Lebens ganz klein fühlt und dann doch dem Transzen-

dentem verfällt. Irgendwann überlagern sich die Roboterstimmen, was genau gesagt wird, ob nun «it's all a dream of you» oder «so I'll dream of you» bleibt unklar, wie in mystischer Trance ist das Einzige, was sicher ist: «it's so holy». Ohnehin berührt Robinson mit «Nurture» die Frage, was es heisst, als Wesen, das auf dieser Welt eine gewisse Zeit zubringt, zu

Ein schönes Bild, führt man sich vor Augen, dass selbst eine höhere KI dem Transzendenten verfällt.

fühlen, was wir brauchen, welche Nahrung, um durchzukommen. Manchmal können es nur Worte sein. «Tell me something comforting», heisst es an einer Stelle, und diese Bitte könnte nur zu gut auf die vergangenen vierzehn Monate bezogen werden.

Die wirklich grosse Leistung von «Nurture» ist aber, dass das Album nicht offensichtlich mit einer Message daherkommen will, niemanden anspricht, sondern sich mit all seinen Facetten, die sich erst nach mehrmaligem Hören zeigen, allmählich in die Poren seines Publikums schleicht. «Trying to Feel Alive» etwa entwickelt sich über viereinhalb Minuten hinweg, wie ein lauer Sommertag über einer wilden Landschaft. Auch wenn sich die ersten Sonnenstrahlen an-

künden, dauert es doch seine Zeit, bis die Geschöpfe in Bewegung kommen, zunächst noch scheu, erst allmählich dann vitaler. Auch «Unfold» wechselt über gute fünf Minuten in eine Vielzahl von Hochs und Tiefs, die aber nie ins Pessimistische, vielleicht bloss ins Melancholische (auf eine schöne Art und Weise) kippen.

Mehrheitsfähige Nische

Mit «Nurture» hat Robinson den wohl schwierigsten Spagat in der Popmusik geschafft: Eine Nische zu erschaffen und diese doch mehrheitsfähig wirken zu lassen. Davor hatte der aus North Carolina stammende Robinson sich eher auf Remixes konzentriert – ein undankbares Geschäft. Denn auch wenn Millionen in über-vollen Klubs zu einem Beat nicken, merken sich die wenigsten, wer nun diesen oder jenen Lady-Gaga-Song neu zusammengemischt hat. David Guetta oder Martin Garrix sind einige wenige Namen der DJ-Szene, die es geschafft haben, der Haupt-Act ihrer Songs und Remixes zu sein, doch viele andere verschwinden hinter dem Tisch mit den vielen bunten Knöpfen und überlassen der Sängerin oder dem lautstarken Performer die Bühne.

Nicht so Robinson – in einem Jahr der Isolation und des Rückzugs entschied er sich für das Gegenteil. Das Ergebnis ist nicht weniger als fantastisch.



In die Poren seines Publikums: Musiker Robinson.

Jazz

Something hot, something cool

Peter Rüedi

Florian Weiss' *Woodoism*: Alternate Reality.
Nwog Records 036

Auf der Website des Zürcher Posaunisten Florian Weiss findet sich ein Fragebogen in der Art der berühmten Vorlage von Marcel Proust, den er, auf die Musik hin modifiziert, vor Zeiten für das Fachblatt *All About Jazz* beantwortet hatte. Unter seinen Lieblingsmusikern fehlt ausgerechnet der, den ich aus seinem ebenso gelassenen wie mächtigen Spiel und Stil am ehesten herauszuhören meine, Jimmy Knepper, unter allen grossen Posaunisten des Jazz vielleicht der bewegendste Geschichtenerzähler, gewissermassen ein Lester Young der Posaune. Unter Weiss' «zehn Platten für die einsame Insel» finden wir allerdings an zweiter Stelle ein Album, an dem Knepper beteiligt war, Charles Mingus' Meilenstein «Mingus Ah Um», und an die Musik von Mingus erinnerte mich schon die erste CD der Gruppe, die Weiss mit dem ihm eigenen Wortwitz «Woodoism» nannte, damit gleichermassen auf Voodoo wie *wood* anspielend. Sie ist ein pianoloses Quartett mit dem Altsaxofonisten Linus Amstad, Valentin von Fischer am Bass und Philipp Leibundgut am Schlagzeug.

Jeder Vergleich ist elend, versteht sich; der mit einem Meisterwerk erst recht. Leibundgut ist nicht Dannie Richmond und von Fischer schon gar nicht der monströs mächtige Mingus, und alle vier haben mit ihrer Musik, deren Integrationsgrad und poetische Vielseitigkeit, deren vielfarbiger Glanz seit dem Erstling 2017 noch gewachsen sind, nichts weniger im Sinn als eine Kopie des mingusschen Vorbilds. Dennoch: Bei aller Originalität von Weiss' ausnahmslos schönen, berührenden und witzigen thematischen Erfindungen (alle Kompositionen stammen aus seiner Feder), bei allem unverwechselbaren polyfonen Filigran in den Pas de deux und den sonoren Unisoni der beiden Bläser und in den «Multiphonics» von Weiss (keinerlei Angst vor Terzen oder sonstigen schlichten Einklängen; Soli halten sich eher in Grenzen) – die Richtung ist vergleichbar: die Verbindung von entfesselter Spielfreude und kluger Organisation. Klar, die Quellen der vier Schweizer sind andere als Mingus' «Blues and Roots». (Wobei, nebenbei: Noch sind wir nicht so weit, dass die absurde Identitätsdiskussion zu einem verbindlichen Blues-Verbot für alle «non-coloured» Interpreten geführt hätte.) «Alternate Reality» schenkt uns empathische, manchmal heisse, zuweilen cool-witzige, immer unverschämt unterhaltende Musik.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvHs mentale Gesundheit

Mark van Huissing

Antworten, die Sportler geben, können einen in ein Loch stossen. Weil sie oft kurz und nichtsagend sind, manchmal auch nichtssagend, aber mit vielen, teilweise falsch verwendeten Wörtern daherkommen und für Langeweile sorgen. Eine Journalisten-Faustregel ist: «If you can't be funny, be interesting»; Athleten lernen von ihrem Medientrainer eine gegenteilige Lektion, «Sage nichts Lustiges und versuche nicht, interessant zu sein», so sieht's aus.

Ihr Kolumnist hat auch schon Athleten befragt. Usain Bolt etwa, den Sprinter: «Planst du viel, hast du noch Ziele?» (Sportler darf man duzen, egal, ob man sich zum ersten Mal begegnet). «Nein, nicht besonders viel. I'm a chilled person, you know», sagte er. Oder Samuel Eto'o, den «Wunderstürmer vom FC Barcelona» (*Blick*) aus Kamerun: «Was denkst du, bevor du einen Elfmeter trittst?» → «Das Tor zu treffen.» → «Und wenn du danebenschießt?» → «Das kann passieren.» (Zeitgleich schrieb er eine Textbotschaft auf seinem Mobiltelefon unter dem Tisch; und bevor ich ins Zimmer durfte, teilte mir eine Mitarbeiterin seines Sponsors mit: «Sie haben sieben Minuten, fragen Sie was über Afrika.»)

Verglichen damit führte ich mit Roger Federer ein Tiefeninterview, es dauerte fast eine halbe Stunde. «Welches ist das beste Buch, das du dieses Jahr gelesen hast?» (Es war November.) «Ich lese nichts, eigentlich, haha.» Weiter: «Wie wichtig ist Treue für dich?» → «Meinst du gegenüber meiner Freundin?» (November 2004, um genau zu sein.) «Ja, zum Beispiel.» → «Das ist mir absolut wichtig.»

Doch jüngst hat MvH gelernt, dass Sportlergespräche nicht bloss dem Fragesteller Schmerzen bereiten können. Sie habe zu oft mit-

ansehen müssen, wie Spielerinnen während Medienkonferenzen zusammenbrachen und das Podium unter Tränen verliessen, sagte Naomi Osaka, die japanische Tennisspielerin aus Amerika (Nummer zwei der Weltrangliste); der Vorgang fühle sich an, wie wenn «eine Person getreten wird, die am Boden liegt» (Quelle: *New York Times*, NYT).

Weshalb sie vor dem French Open Anfang Monat ankündigte, an keiner Medienkonferenz während des Turniers teilzunehmen («zum Schutz meiner mentalen Gesundheit»). Nur Tage später teilte sie mit, sich von dem Wettkampf zurückzuziehen: «Ich denke, es ist für das Turnier, die anderen Spieler und auch mich selbst das Beste ...»

So was kommt nicht an, meint man, als Beobachter, der sich an die weltumfassende Sportlerinnen- und Sportlerhaltung «Du gehst auf den Platz und gibst 110 Prozent» erinnert oder an die berndeutsche Version «Gring ache u seckle» (Copyright: Anita Weyermann). Doch es kommt erstens anders und zweitens als man denkt (als mittelalter Mann): «Unglaublich mutig», findet das Billie Jean King, die ehemalige amerikanische Tennisspielerin. Oder «Ein Power Move – und dass er von einer jungen Frau of color kommt, macht ihn noch kräftiger», kommentiert eine Meinungsautorin der NYT.

Okay, so sehen es Billie Jean King, engagierte Kämpferin für Gleichberechtigung (Epochtimes.de), respektive die *woke*-NYT. Doch wo findet man die Stimme der Vernunft, wenn man

Stärker als die härteste Rückhand – eine junge Frau of color «gibt zu», dass sie gegen Depressionen kämpfe.

eine braucht? Nicht in der *Neuen Zürcher Zeitung* – «Hilferuf einer Unverstandenen» war der Artikel dazu – von einem Mann – überschrieben.

Was die junge Sportlerin weiter sagte: «Ich würde den Begriff «mentale Gesundheit» nie trivialisieren und leichtfertig benützen. Die Wahrheit ist, dass ich seit dem US Open 2018 immer wieder mit Depressionen gekämpft habe.» Das ist natürlich stärker als die härteste beidhändige Rückhand – eine junge Frau of color «gibt zu», dass sie gegen Depressionen kämpfe. Wer darüber streng zu urteilen wagt, hat noch nie von politischer Korrektheit und deren Auswuchs,

Cancel-Culture, Absage-/Löschkultur, gehört (oder schreibt für die *Weltwoche*).

Was Naomi Osaka beziehungsweise ihre Fanclub-Mitglieder zu erwähnen vergessen haben: Das System, zu dem der Medienbetrieb respektive seine angeblichen Fertigmacher-Konferenzen gehören, hat mitermöglicht, dass die Tennisspielerin in den vergangenen zwölf Monaten 55 Millionen Dollar einnahm – nicht schlecht als «Schmerzengeld», nicht wahr? – und bestbezahlte Sportlerin der Welt war. Oder wie Rafael Nadal sagte: «Viele von uns wären nicht die Athleten, die wir sind, ohne die Medien.»



UNTEN DURCH Geschwindigkeit des Internets

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat bei sich zu Hause Internet mit einer Download-Geschwindigkeit von nur 48 Mbit/s, obwohl er für 250 Mbit/s bezahlt. Er erklärt sich seine lausige Geschwindigkeit damit, dass seine neue Nachbarin vermutlich irgendwie bei ihm mitsurft. Sie ist vor drei Wochen eingezogen, und seither hat er diese miserablen Werte. Aber eben nicht immer! Bruno hat festgestellt, dass jedes Mal, wenn Doris Derungs – so heisst sie – ihre Wohnung verlässt, bei ihm die Geschwindigkeit steigt und er immerhin auf 159 Mbit/s kommt. Das ist zwar immer noch schändlich wenig, aber doch nicht mehr so demütigend wie die erwähnten 48 Mbit/s, die er im Speed-Test misst, sobald die Derungs wieder zu Hause ist.

«Genauer gesagt», sagte Bruno, «ist es so: Ich höre die Derungs die Treppe raufkommen. Mache einen Speed-Test. Habe 159 Mbit/s. Dann höre ich, wie sie die Wohnungstür aufschliesst, und jetzt messe ich immer noch 137 Mbit/s, aber nur noch für fünf Minuten. So lange braucht

sie, um bei sich den Mantel abzulegen, aufs Häuschen zu gehen und sich im Kühlschrank ein Bier zu holen, mit dem sie sich dann vor den Computer setzt. Und genau dann», sagte Bruno, «sackt bei mir die Geschwindigkeit wieder auf 48 Mbit/s zusammen!»

«Ist sie denn wenigstens hübsch?», fragte ich, und Bruno sagte: «Glaubst du, dass mich das interessiert, wenn bei mir sogar der uralte <Taxi Driver> mit De Niro ruckelt?» Er sagte, er sei der Derungs noch nie persönlich begegnet, aber wenn das so weitergehe, werde er bei ihr klingeln und sich mal ihren Router ansehen. «Die zeigt doch einem Mann, den sie nicht kennt», sagte ich, «nicht ihren Router!» – «Dann nehme ich eben Blumen mit», sagte Bruno, «ich klingele, gebe ihr die Blumen, frage sie, ob sie sich im Haus schon eingelebt hat, und dann komme ich zur Sache. Sie ist eine Frau», sagte Bruno, «vielleicht merkt sie einfach nicht, dass sie sich immer bei <Bruno17> einloggt. Auf so was achten Frauen nicht. Sie loggen sich überall ein, wo's gerade ein Netz gibt.» – «Sie hat doch dein Passwort gar nicht», sagte ich.

«Komm mir jetzt nicht mit Logik», sagte Bruno, «das hier ist eine emotionale Angelegenheit. Am Wochenende warte ich die ganze Zeit darauf, dass sie endlich ihre Wohnung verlässt, damit ich in HD-Qualität meinen De Niro streamen kann. Aber wenn der Film dann endlich ruckelfrei läuft, kann ich mich nicht auf die Handlung konzentrieren, weil ich mich vor dem Moment fürchte, in dem sie vom Einkaufen zurückkommt und bei mir wieder alles zusammenbricht. Manchmal wünsche ich mir, dass sie einen Unfall hat, verstehst du?»

Ich verstand es sehr gut. Wenn einer sich in mein WLAN reinschleichen und es gewissermaßen ausplündern würde, wäre das für mich auch ein Grund, die Bremsschläuche seines Autos zu durchtrennen. «Lass uns doch», sagte ich, «bevor hier Blut fließt, einmal nachschauen, ob vielleicht etwas mit deiner Speed-Test-App nicht stimmt.» Wir setzten uns vor Brunos Computer. Dabei fiel mir auf, dass sein Computer automatisch eine WLAN-Verbindung zum Netz «DorisHome» herstellte. Bruno sagte, das verstehe er nicht, das könne doch nicht sein und so weiter. Er redete sich heraus wie vor vielen Jahrhunderten Publius Quinctilius Varus, der im Teutoburger Wald drei römische Legionen verlor, weil er fahrlässigerweise gewissermaßen im WLAN-Netz der Germanen herumsurfte.

«Ich logge dich jetzt bei <Bruno17> ein», sagte ich zu Bruno, «dann kann die Derungs sich endlich wieder ruckelfrei Arthouse-Filme ansehen, deren Handlung du gar nicht verstehen würdest.» Varus hatte wenigstens den Schneid, sich nach seiner schmachvollen Niederlage selbst zu entleiben. Bruno aber machte nur einen Speed-Test. «Jetzt habe ich sogar 253 Mbit/s», sagte er, «aber ich habe das Gefühl, dass ich es nicht verdient habe.»



FAST VERLIEBT

Verlässliche Männer

Claudia Schumacher

«Seit fünf Wochen steht ein 3000 Franken teures Gemälde bei uns im Wohnzimmer, und zwar auf dem Fussboden», sagt meine Freundin bei einem Aperol Spritz, «jede Woche habe ich Angst, dass die Putzfrau versehentlich drankommt oder es sonst irgendwie Schaden nimmt.» Das eigentliche Problem in der Geschichte ist ihr Mann – sie redet sich richtig in Rage. Weil sie viel Zeit und Geld in die Hand genommen hat, um ein tolles Bild zu finden, das bei ihnen zu Hause über die Couch passt. Ihr Mann – der zwar eine Bohrmaschine besitzt, als moderner Mann aber nicht mehr weiss, wie sie funktioniert – hatte lediglich die Aufgabe, dem Handwerker eine Whatsapp-Nachricht zu schreiben. «Das schafft er nicht», sagt meine frustrierte Freundin, «wenn ich nicht alles selbst mache oder ihm tausendmal hinterherrenne, passiert gar nichts.»

Statistisch gesehen ist Verlässlichkeit die Eigenschaft, die Frauen an Männern am wichtigsten ist. Trotzdem kennen die meisten meiner Freundinnen dasselbe Problem in der einen oder anderen Spielart: Er sagt, er werde den Müll runterbringen. Er sagt, er wolle sich

gleichermassen um die Kinder kümmern. Er sagt, dass er wenigstens einmal die Woche abends kochen werde. Aber er macht es nicht.

Wären die Männer zu Hause nur so verlässlich, wie sie es als Arbeitnehmer sind! Denn für den Job wird auch um 00 Uhr noch ein Mail geschrieben. Nur dem Handwerker schreiben, dafür ist das Jahr um 30 Sekunden zu kurz.

Auf der Handlungsebene ist das natürlich alles albern. Es ist kindisch, wenn man wichtige Kleinigkeiten nicht erledigt bekommt, für die man sich verpflichtet hat. Es ist natürlich auch ein wenig lächerlich, sich deswegen stundenlang zu ärgern. Dann kassiert man als Frau auch schnell die Retourkutsche. Der angefahrene Mann fährt seine Frau an: «Du musst mir nicht alles tausendmal sagen!» (doch, muss sie, leider), «Entspann dich mal!» (ja, das würde sie – müsste sie ihm nicht hinterherrennen).

Natürlich geht es um mehr als um liegengebliebene Bilder und sich auftürmendes Leergut in der Küche. Frauen wünschen sich verlässliche Männer, weil sie sich sicher fühlen wollen. Spätestens, wenn Familie ein Thema wird, geht es der Frau dabei auch nicht nur um sich selbst: Die Kinder unzuverlässiger Väter sind fünfmal gefährdeter, in Armut zu leben, sie versagen auch dreimal so häufig in der Schule und sind doppelt so oft psychisch auffällig.

Spätestens mit Kindern im Haus wollen Frauen kein zusätzliches Mannkind mehr, um das sie sich auch noch kümmern müssen.

Vielleicht lohnt sich die Erinnerung daran, dass Verlässlichkeit im Selbstverständnis vieler Männer eine männliche Eigenschaft ist – also nichts, was Frauen ihnen aufzwingen wollen. Ein Mann, ein Wort: So heisst es doch. Zuverlässigkeit ist also nicht nur ein Frauenwunschtraum, es ist auch die Kerneigenschaft eines jeden Gentleman.



Verliebt in Arles

Für all jene, die sich in den Geschichten der Vergangenheit wohler fühlen als in jener der Gegenwart und ihrer eigenen.



Ein guter Platz, um zu schreiben: Altstadt von Arles.

Ich kam nach Arles, um mich von Marseille zu Erholen, in dessen unermüdlichem Rausch ich begann, die Sinne zu verlieren. Das wurde mir klar, als ich am Hafen entlanglief und eine rote Leuchtschrift sah, auf der stand: «Le Petit Porno». Sehr geil, dachte ich, entzückt und umgehend sanft pulsierend erhitzt, erregt von Sinnesrauschen, so lange, bis sich die Realität durch den Pastis-Nebel gekämpft hatte. Das «Petit Porno» war ein «Petit Prince».

Ich lief zurück ins Hotel, setzte mich auf den Balkon, trank Wasser und machte mir Gedanken, über die Schattenseiten des Saufens und Paracelsus und Epikur; dass die Menge das Gift mache und dass es gelte, Begierden, Furcht und Schmerz als Beeinträchtigungen des Seelenfriedens zu vermeiden, damit man also durch adäquaten Verzicht von Zeit zu Zeit sein Reservoir an ungetrübter Lebenslust auffüllen kann. Ich packte meine Tasche, legte mich schlafen und fuhr, kaum stand die Sonne am Himmel, nach Arles.

Nicht mehr als vier Gläser

Im Zug legte ich mir einen Plan zurecht; lange Spaziergänge, keinen Pastis und schon gar nicht vor 18 Uhr, danach nur Champagner und Rosé, nicht mehr als vier Gläser. Jeden Tag schreiben, jeden Tag Epikur lesen, nicht verlieben. Arles erwachte gerade, als ich ankam, und ich lief durch die Altstadt zur Place du Forum, an deren Ende hinter oder vor dem Denkmal des Schriftstellers Frédéric Mistral das Hotel «Nord-Pi-

nus» lag, die Adresse für Nostalgiker, Romantiker, für all jene, die sich in den Geschichten der Vergangenheit wohler fühlen als in jener der Gegenwart und ihrer eigenen.

Ich nahm das Zimmer Nummer 10, in dem schon Napoleon geschlafen hatte und später, zur Blütezeit Arles' in den 1950er Jahren, die Stierkämpfer. Die Zimmer nebenan hatten Picasso, Cocteau und Ava Gardner belegt. 1973 fotografierte dort Helmut Newton die nackt auf einem Tisch sitzende Schauspielerin Charlotte Rampling – eine Fotografie, die zum Sinnbild unsterblicher Erotik werden sollte –, und ich dachte, der Schreibtisch unter ihrem Hintern sei ein guter Platz, um darüber zu schreiben, wie Verliebtsein in der Liebe versickert und wie viel mehr in diesem Prozess des Übergangs stirbt, als geboren wird.

Ich wusste, wie es war, in Arles verliebt zu sein, wie sich das anfühlt im «Nord-Pinus». Wir hatten, lange her, ein kleines Zimmer mit grossem Bett und einer Balkontür zu einem kleinen Hof. Eine Nacht waren wir dort, ein ewiger Sternenhimmel war es, und morgens, im Bademantel mit einem Espresso in der Hand, kackte mir eine Taube auf den Kopf, aber ich habe mir nichts dabei gedacht. Wir versuchten danach, das Arles in uns unvergänglich werden zu lassen, uns zu lieben und wenigstens eine Art «Arles light» in den Alltag zu retten, aber wir scheiterten, an uns, an der Liebe auch. Darüber wollte ich schreiben. Ich trank einen

Espresso gegenüber des Hotels in der «Taverne du Forum», fragte, wo man *cahiers* kaufen könne, Bleistifte und Spitzer, schlängelte mich durch die Altstadt zur Papeterie Générale, deckte mich ein, flanierte zurück zum Hotel und setzte mich in meinem Zimmer an den Schreibtisch und wartete auf jene Sätze, in denen Geschichten schlafen wie Dornröschen.

Leben nach Epikur

Das Fenster zum Balkon war offen, ich hörte all die Stimmen, die keine Worte hatten und nur einen Klang, ich sah einen Abzug der Fotografie von Charlotte an der Wand, es war alles da, und alles war ein wenig wie ein *petit porno*, da war ein Gefühl von genussvollem Sein, von Zuversicht. Epikurs drei Kategorien zur Seelenruhe und zur Lebenslust – Befriedigung der Grundbedürfnisse, dann, massvoll, jener der sexuellen Lust und schliesslich, äusserst massvoll, der Luxusbedürfnisse wie etwa Völlerei – verschmolzen und verwoben sich ineinander, und ich machte mir Notizen über zwei junge Menschen, einen Mann und eine Frau, die sich in Cannes in einem Luxushotel an gutzahlende Kunden anbieten und deren Sehnsucht nach Liebe und dem Ende der Leere so gross wurde, dass sie die Taschen packten, in ein Auto stiegen und der Liebe entgegenfahren wollten, aber erneut bei der Leere ankommen würden, weil Liebe etwas ist, das nicht funktioniert, wenn man sie sich bloss erträumt.

Wo der Rasen grün ist

Howard Roberts, 54, ist Head-Greenkeeper in Luzern.
Zum Golf kam er über die Pfadfinder.

Ich bin Vollzeit-Greenkeeper im Lucerne Golf Club auf dem Dietschiberg. Ich bin für die Pflege der Spielfläche zuständig, für die Gesundheit der Gräser. Mein Anspruch ist, dass der Rasen perfekt ist. Die Fairways mähe ich mindestens drei Mal pro Woche, die Greens sogar täglich. Wenn wir nicht mähen, dann walzen, sanden, aerifizieren wir. Wir beginnen pünktlich um 5.30 Uhr, die erste Stunde ist das A und O im Greenkeeping: Sind wir zu spät dran, spielen schon Golfer, und wir laufen den Tag über hinterher. Alle achtzehn Löcher zu pflegen, dauert bis zu acht Stunden.

Wenn die ersten Golfer um sechs Uhr abschlagen, müssen die Abschlagplätze bereit sein; wenn die Anlage zwei Stunden später offiziell öffnet, sowieso. Die beliebteste Abschlagzeit ist zwischen neun und halb zehn. Dann sind die Bedingungen ideal. Ich liebe Golf, vor allem die mentale Challenge: Das beste Equipment nützt nichts, wenn's im Kopf nicht stimmt. Jeder Schlag zählt. Erst nach dem 18. Loch kann diskutiert werden, wie der Tag war.

Von der Küche auf den Golfplatz

Zum Golf kam ich über die Pfadfinder: Als ich zwölf war, mussten wir mit einem Schläger Bälle in einen Pool spielen. Das faszinierte mich. Ich bekam einen Hickory geschenkt, einen alten Holzschläger, dazu ein paar Bälle. Zu Hause, in Manchester, übte ich auf der Wiese weiter. Ein Arbeitskollege meines Vaters, der als Maschinenbauer arbeitete, nahm mich dann auf eine Golfrunde mit. Danach trat ich dem lokalen Golfklub bei. Als Kind wollte ich Koch werden. Die Kochschule passte prima, weil ich zwischen den Theorie- und den Praxisstunden Golf spielen konnte. Meine erste Stelle trat ich in einem Hotel an. Die Arbeitsstunden waren flexibel, und ich konnte auf dem Golfplatz beim Greenkeeping ausshelfen. Als der Greenkeeper pensioniert wurde, sagte mir der Manager, ich solle übernehmen. Da mir meine Eltern die Kochausbildung finanzierten, bezahlte ich die Greenkeeping-Schule – so lautete der Deal. Fortan war Golf mein Leben.

Ich studierte im Reaseheath College in Cheshire bei Liverpool. Nicht alles drehte sich um Golf, sondern es ging auch um Gärtnerei und Agrikultur, Baum- und Pflanzenpflege. Nach der Grundausbildung im ersten Jahr ging es ums Greenkeeping. Die Schule dauerte drei Jahre. 1993 zog es mich nach Deutschland, wo ich nebenbei Fussball spielte.

Über ein Inserat kam ich 2015 in die Schweiz. Beim ersten Anblick der Luzerner Golfanlage dachte ich: «This is real golf» – ich bin Fan des traditionellen Golfs. Ohne Startzeiten und mit Aussicht auf den Vierwaldstättersee und die Bergwelt war klar: Ich habe meinen Traumarbeitsplatz gefunden. Seither arbeite ich hier am perfekten Green, das sich von Gartenwiesen unterscheidet: Wir verwenden den dichteren Agrostis-Rasen, der nicht mit der Sichel geschnitten wird, sondern mit einem Spindelmäher behandelt werden muss. Als Unterlage verwenden wir Sand. Das Wasservolumen im Rasenaufbau muss 25 Prozent betragen, wir messen es per Computer. Am schwierigsten ist



Computermessungen:
Rasenprofi Roberts.

es, sich selber zufriedenzustellen: Greenkeeping ist Learning by Doing. Mein Ziel ist, dass unsere Golfer glücklich nach Hause gehen.

Ein No-Go ist, wenn jemand ein Loch in den Rasen hackt und den Platz nicht ausbessert. Ich weise den Golfer nach der Runde dann freundlich darauf hin. Ich selber habe Handicap 4. Ich spiele ein- bis zweimal pro Woche Golf mit meiner Tochter. Sie will, dass ich wieder mehr golfe. Das wäre nicht schlecht, denn vieles im Rasen bemerke ich erst, wenn ich spiele – ich bin manchmal betriebsblind.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Weltuntergang

Hämpu: Und? Bist du zufrieden mit der Abstimmung?

Hausi: War schon wieder eine Abstimmung? Worüber denn?

Hämpu: Lauter wichtige Vorlagen!

Hausi: So? Welche denn?

Hämpu: Terrorismusgesetz, CO₂-Gesetz, Covid-Gesetz, Trinkwasserinitiative und Pestizidverbot.

Hausi: Ah, ja, ich erinnere mich.

Hämpu: Sag bloss, du hast die Abstimmung verpasst.

Hausi: Was habe ich verpasst, wenn ich sie verpasst habe?

Hämpu: Deine Stimme wäre wichtig gewesen!

Hausi: Ach was!

Hämpu: Du hast also nicht abgestimmt?

Hausi: Nein.

Hämpu: Aber Abstimmen ist wichtig!

Hausi: Das glaube ich nicht. Ich gehe schon lange nicht mehr abstimmen.

Hämpu: Wieso denn nicht?

Hausi: Weil mir das alles viel zu extrem geworden ist.

Hämpu: Seit wann ist Abstimmen extrem?

Hausi: Seit nur noch über Extremes abgestimmt wird.

Hämpu: Was war an diesen Vorlagen extrem?

Hausi: Entweder wir erlassen ein Pestizidverbot, oder es gibt bald keine Tiere mehr. Entweder wir nehmen die Trinkwasserinitiative an, oder die Menschheit stirbt aus. Entweder wir segnen das Terrorismusgesetz ab, oder die Welt wird mit Terror überzogen. Entweder wir stimmen dem Covid-Gesetz zu, oder wir müssen alle sterben. Entweder wir verabschieden das CO₂-Gesetz, oder die Welt geht unter.

Hämpu: Na und?

Hausi: Ich finde das bekloppt. Wir befinden nur noch über Weltuntergänge.

Hämpu: Das ist doch grossartig! Wir sind das einzige Volk, das über Weltuntergänge abstimmen kann.

Andreas Thiel

See, Sonne, Garten

«Biergarten» im «Romantik Seehotel Sonne»,
Seestrasse 120, 8700 Küsnacht, Telefon
044 914 18 18. Bei schönem Wetter täglich geöffnet.

Wenn grosse Köche bereit sind, über einfaches Essen nachzudenken, führt das oft zu grossartigen Ergebnissen. Ich denke dabei an den «Humm Dog» von Daniel Humm oder die «Triple-cooked fries» von Heston Blumenthal, jeweils die wohl beste Art, den jeweiligen Klassiker zuzubereiten.

Kürzlich sass ich im pittoresken «Biergarten» der «Sonne» in Küsnacht unter einem Platanendach, schaute auf den Zürichsee und ass mich durch die neue Karte des Selbstbedienungsrestaurants. Geschrieben hat sie 19-Punkte-Koch Heiko Nieder vom «The Restaurant» im Hotel «Dolder Grand», denn beide Häuser sind im Besitz des Unternehmers Urs Schwarzenbach.



Während des Lockdowns hat Heiko Nieder schon angedeutet, dass Comfort-Food eine Küchenkategorie ist, die ihm durchaus auch liegt, deshalb gibt es das grandiose Backhendl mit Kartoffel-Gurken-Salat jetzt auch in der «Sonne», und die zarten, süssen, sauren und leicht scharfen Asia Spareribs sind ebenfalls ein Ausflug in das Romantikhôtel wert, das übrigens direkt am Haltesteg der Zürichseeschiffe liegt.

Da ich kaum frühstücke und das Abendessen ausfallen liess, konnte ich guten Gewissens ein-

mal fast alles bestellen: Salade niçoise, «Biergarten»-Hotdog mit Röstzwiebeln, Baked Potatoes mit Mais, geräuchertem Tofu und Kräutercreme kann ich ebenso empfehlen wie die Currywurst. Dafür wird ein Produkt der lokalen Metzgerei Oberwacht verwendet und mit einer Ketchup-Curry-Sauce verfeinert.

Sein Meisterstück der unkomplizierten Küche, das sich nahtlos in die eingangs erwähnten Klassiker einreicht, gelingt Heiko Nieder aber mit dem veganen Flammkuchen. Der dünne Teig wird mit laktosefreiem Joghurt und Kräuterpesto bestrichen und mit feingehobelten Zucchini- und Spargelstreifen, Oliven, Tomaten, eingelegten Zwiebeln und vielen Kräutern belegt; das sieht grossartig aus und schmeckt leicht, frisch, ätherisch und einzigartig. Prognosen sind immer schwierig, aber das könnte das beste Gartenbeizgericht der Saison werden.

WEIN/PETER RÜEDI

Muskateller mit Understatement

Müller-Catoir. Muskateller Bürgergarten
Erste Lage 2019. 12,5%. Fr. 28.–. Peter Kuhn,
Dielsdorf. www.peterkuhneine.ch

Wer nennt die Namen, kennt die Sorten? Die Muscat ist eine der ältesten und (auch demzufolge) variantenreichsten Sorten des weltweiten Rebbaus. Im allgemeinen Bewusstsein des sogenannten normalen Konsumenten gilt sie als überaus aromatische, ja penetrant parfümierte Traube, geeignet für einen Ausbau mit Restsüsse, wenn nicht gar ganz als Süsswein, möglicherweise verstärkt durch Zusatz von Gebranntem. Begegnet ein normaler Schweizer Weinfreund also der Etikette des Pfälzer Traditionshauses Müller-Catoir, die in Fraktur den Muskateller vom «Bürgergarten Haardt» ankündigt, mag er womöglich an eine deutsch versüsste Lesart des Walliser Muscat denken oder an die üppigen Bonbon-Moscato-Schäumer, die er aus der Gegend um das italienische Asti kennt – kaum aber an die bevorstehende Begegnung mit einem der grossartigsten trockenen Weine der Welt. Für die steht



das Haus Müller-Catoir mit der gesamten Palette seiner Etiketten, von den Rieslingen der Qualitätsstufe Gutswein über die Kategorie Ortswein bis zu den Grossen und Ersten Lagen; aber eben auch für diesen umwerfenden trockenen Muskateller aus der Ersten Lage «Bürgergarten».

Der Betrieb mit einer Rebfläche von 21 Hektar ist seit Menschengedenken in Familienbesitz – seit 1744 (fünf Jahre vor Goethes Geburt). Den jüngeren Ruhm des Guts begründete Jakob Heinrich Catoir, jetzt steht es in der Verantwortung seines Sohns Philipp David und dessen begnadeten Kellermeisters Martin Franzen, der, von der Mosel kommend, die Weine von Müller-Catoir noch mehr in die trockene, mineralische, terroirbetonte Richtung hin zu einem Ideal sti-

lisierte, das Stephan Reinhardt, einer der kompetentesten Ciceroni durch Deutschlands Weinlandschaften, «apollinisch» nennt. Den 2019 «Bürgergarten» Muskateller nennt er im *Wine Advocate* «a picture-book Muscat». Sein Kollege, der britische öno germanophile Stuart Pigott, geht noch weiter: «Maybe the finest dry muscat I ever tasted.» 98/100 Punkte, wow! Was immer wir von diesen weintechnischen Eiskunstlaufnoten halten, nachzuvollziehen ist der Superlativ allemal.

Der Wein aus einem nicht einfachen klimatischen Achterbahnjahr (nicht weniger als drei extreme Hitzeperioden, dem finalen Regen entging der Muskateller dank früher Lese) ist ein aromatisch fabelhaft feinziseliertes, komplett trockener, aber reich- und nachhaltiger, ganz grosser Weisswein: sehr intensiv, gleichzeitig sehr elegant, mit guter Säure und Mineralität dem schmalen Grat zwischen aufregender Exotik und Banalität der Sorte entlangbalancierend und den Absturz in letztere mit sicherem Sinn für Stil vermeidend. Muskateller mit Understatement. Eine veritable Entdeckung.

Alles ist möglich

Der neue Jeep Wrangler 4xe bleibt der König im Gelände, kann aber als Plug-in-Hybrid auch ganz freundlich.



Bei Jeep haben sie ein ehrgeiziges Ziel: Man wolle die SUV-Marke mit der besten Ökobilanz werden, sagte ein Vertreter des amerikanischen Herstellers kürzlich bei der Präsentation neuer Modelle in Sion. Die US-Ikone Jeep, die als Synonym für ein ganzes Genre von geländetauglichen Fahrzeugen steht, gehört mittlerweile zum Automobilkonzern Stellantis, der aus der Fusion der italienischen Gruppe FCA mit dem französischen Konkurrenten PSA hervorgegangen ist.

«Produziert werden ausschliesslich Geländewagen», heisst es bei Wikipedia über Jeep, und keine andere Automarke hat diese Kernkompetenz so kultiviert wie der Hersteller aus Ohio. Sinnbildlich wiederum für das Herz von Jeep ist der Wrangler, der wilde Abenteurer unter den Allradfahrzeugen. Den Ur-Offroader gibt es als Folge der einleitend erwähnten Absicht nun als Plug-in-Hybrid. Kombiniert werden beim Modell 4xe zwei Elektromotoren, eine 17-kWh-Batterie unter den Rücksitzen und ein 2-Liter-Turbomotor zu einer Systemleistung von 380 PS.

Etwas ausführlicher erklärt heisst das: Ein Elektromotor ersetzt Lichtmaschine und Anlasser, der zweite sitzt vor dem Getriebe als Ersatz für den hydraulischen Drehmomentwandler. Daraus ergebe sich, sagen die Jeep-Experten, eine optimale Kriechfähigkeit. Eine Achtgangautomatik verwaltet die grosszügig bemessenen 637 Nm Drehmoment, und die Geländegängigkeit ist so überragend, dass die Grenzen wohl oft eher beim fehlenden Mut des Fahrers als bei den Fähigkeiten des Autos lie-

gen. Selbstverständlich ist der elektrifizierte Antriebsstrang wasserfest, 76 Zentimeter Wattiefe ermöglicht der Jeep.

Auf meiner Testfahrt durch einen stotzigen Rebberg bei Sion endet irgendwann, hoch über dem Tal, die befestigte Strasse, weiter geht es über Stock und Stein. Jeep ist schliesslich Freiheit und Abenteuer. Der Wrangler fährt sich zwar selbst mit groben Offroad-Reifen erstaunlich komfortabel – und dank Elektromotor erst noch lautlos –, aber es ist ein Auto für Leute, die statt Asphalt lieber Sand, Felsen oder Geröll unter den Rädern haben. Und der Jeep vermittelt unmittelbar dieses einmalige Alles-ist-möglich-Gefühl, sobald man hoch über der Strasse hinter dem Lenkrad sitzt.

Auf dem holprigen Feld-Wald-und-Wiesen-Weg bringe ich den Wrangler 4xe nicht annähernd an seine Grenzen, aber die neue Mischung aus mechanischer Überlegenheit und modernen Hightech-Möglichkeiten lassen sich schnell erahnen. Der neue Wrangler bleibt der König im Gelände und kurz danach, wenn er lautlos durch eine dörfliche dreissiger Zone rollt, ein (umwelt)freundliches Alltagsfahrzeug.

Jeep Wrangler 4xe Rubicon

Antrieb: 4-Zylinder-Turbomotor, Elektromotoren, 8-Gang-Automatik, Trail-Rated-Allradsystem; Hubraum: 1995 ccm; Systemleistung: 381 PS/280 kW; max. Drehmoment: 637 Nm bei 3000 U/min; Batterie: 17,3 kWh Lithium-Ionen; elektr. Reichweite: 50 km; Beschleunigung 0–100 km/h: 6,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 156 km/h; Verbrauch: 4,1 l/100 km; Preis: Fr. 78 490.–



OBJEKT DER WOCHE

Übrig bleibt das Nichts

Unsichtbares Kunstwerk «Io sono»
15 000 Euro

Bei der Kunst von Banksy kennt man das Gesicht des Künstlers nicht, im Falle von Salvatore Garau (Bild) kriegt man nicht einmal die Kunst nicht zu Gesicht.

«Io sono», eines seiner jüngsten Werke, ist unsichtbar. Natürlich nur auf den ersten Blick.

Denn: «Es ist ein Kunstwerk, das die Aktivierung der Vorstellungskraft erfordert», erklärte Garau, 67, der an der ältesten europäischen Hochschule für Kunstmalerei, der Accademia di Belle Arti in Florenz (gegründet 1563), studiert hat.

Und: «Das Vakuum ist nicht mehr als ein mit Energie gefüllter Raum, und auch wenn wir ihn entleeren und nichts übrig bleibt, hat gemäss der heisenbergschen Unschärferelation dieses Nichts ein Gewicht.»

Dieses Nichts versteigerte nun das Mailänder Auktionshaus Art-Rite Mitte Mai. Eine anonyme Person erwarb «Io sono» für 15 000 Euro. Ursprünglich hatten die Organisatoren mit halb so viel gerechnet. Der Käufer erhielt ein Zertifikat, das die Echtheit des unsichtbaren Werks bescheinigt.

Der sardische Künstler verlangt, dass seine feinstoffliche Skulptur in einem Privathaus auf einer Fläche von mindestens anderthalb Quadratmetern ausgestellt wird.

«Schliesslich», räsoniert Garau, «formen wir nicht auch einen Gott, den wir nie gesehen haben?»

Benjamin Bögli

Die grosse Disruption

Während in der Schweiz Umweltvorlagen und Agrarinitiativen die Gemüter erhitzen, pflastert ein Hersteller von Pflanzen-Drinks die Innenstädte mit dem plakativen Versprechen «It's like milk but made for humans» zu. Nach Dekaden ikonischer Werbefeldzüge wie «Got milk?», «Milch macht müde Männer munter» und der steppenden Kuh Lovely, die uns eintrichterten, Milch sei das Gesundeste überhaupt, schickt sich Oatly an, uns die Kuhmilch madigzumachen. Dahinter dürfte nichts weniger als die Strategie stehen, die Food-Industrie zu plätten. Denn diese soll für doppelt so viele Emissionen verantwortlich sein wie der gesamte globale Verkehr; Oatly-Produkte seien notabene ökologisch und gesund. Das Potenzial wurde von den Aktionären erkannt und Oatly beim Gang an die New York Stock Exchange vor einigen Wochen mit einem Geldregen belohnt. Die Kriegskasse ist gefüllt, und der Atem dürfte lang sein, im Kapitalismus der Singularitäten die Konsumenten von einem Massenprodukt zu überzeugen, das daher kommt, als sei es aus dem Bioladen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Eben keine Milch, deshalb weg mit dieser: Kampfansage von Oatly.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Wann ist eine Lüge legitim?

K. B., Arbon

Wir lügen viel mehr, als wir meinen – tagtäglich. Da sind einmal all die sogenannten Anstandslügen. Man lügt, um den anderen nicht zu verletzen. Zum Beispiel wenn man jemandem sagt, er habe eine gute Arbeit geleistet, obwohl es in Wirklichkeit eine schlechte war. Die Wahrheit würde verletzen. Oder man sagt jemandem, er oder sie habe eine schöne Zeichnung gemacht oder einen interessanten Aufsatz geschrieben, obwohl man der Meinung ist, es sei das Gegenteil wahr.

Das schweizerische Strafrecht erlaubt expressis verbis das Lügen in gewissen Situationen ausdrücklich: Kein Angeklagter ist verpflichtet, Aussagen zu machen, die ihm zum Nachteil gereichen. Oder denken Sie



an den Krieg, wo es bewusst darum geht, die Gegenpartei irrezuführen und mit Lügen ins Abseits zu drängen. Was sagt das alles aus? Es kommt, wie bei so vielem, auf das Motiv an. «Der Zweck heiligt die Mittel» – aber anpassen, nicht jeder Zweck heiligt die Mittel, und nicht jedes Mittel wird durch den Zweck geheiligt. Oder hier konkret: Der Zweck – das Motiv – kann die Lüge «heiligen». Wer lügt und damit bezweckt, dass zum Beispiel nur so eine gute Sache ermöglicht werden kann,

wird lügen, obwohl er weiss, dass das nicht geht und verwerflich ist. Nur muss er dann auch die Folgen tragen, nämlich zum Beispiel die Verurteilung wegen einer Lüge oder gar eine Gefängnisstrafe in Kauf nehmen. Aber das ist im Leben noch mit vielen anderen Sachen so. Man ist nicht selten gezwungen, etwas Unrechtes zu tun, um einen guten Zweck zu erfüllen. Ob der Zweck gut war, erkennt man oft erst an der Bereitschaft, die persönlichen Nachteile für eine begangene Untat zu tragen. Eben zum Beispiel auch eine strafrechtliche Verurteilung und eine Gefängnisstrafe.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Adrian Bosshard

Der frühere Töff-Rennfahrer leitet seit letztem Jahr eine der beliebtesten Uhrenmarken des Landes: Rado. Zu ihr hat Bosshard auch sonst eine besondere Verbindung.

Dass Adrian Bosshard ein Uhren-Enthusiast ist, versteht sich fast von selbst. Er ist bei Biel aufgewachsen, einem der wichtigsten Zentren der Uhrenindustrie. Ein besonderes Verhältnis verbindet ihn mit seiner heutigen Arbeitgeberin, dem Uhrenhersteller Rado aus Lengnau BE. Vor dreissig Jahren – Bosshard war damals ein junger und erfolgreicher Motorradrennfahrer – wünschte er sich von seiner Frau eine Rado aus Keramik zur Hochzeit. Bis heute trägt er sie häufig. «Sie sieht noch aus wie am ersten Tag.»

Die Schlüsselrolle, die Rado in Bosshards Leben spielt, kann man sozusagen auf das Land verallgemeinern. Hierzulande ist Rado die meistverkaufte Marke im mittleren oberen Segment. Und im schwierigen Covid-Jahr 2020 konnte das Unternehmen die Verkäufe an inländische Kunden sogar steigern. «Die Schweizer sind Uhren-Connaisseurs», sagt Bosshard, «aber sie überlegen, bevor sie Geld ausgeben, und kaufen ungern Marketing-Luftschlösser.» Da sei es eine Stärke von Rado, «ihnen viel Wert für ihr Geld» zu bieten. Die Modelle bewegen sich zwischen 1000 und 4000 Franken. Dem gegenüber steht ein beträchtlicher Gegenwert an Technologie und Design.

Rados Hightech-Keramik

Rado versteht sich als *master of materials* und hat getreu diesem Motto die unverwüstliche Keramikuhr nicht nur erfunden, sondern auch stetig verbessert. Grosse Fortschritte gab es bei der Sprungfestigkeit – gewöhnliche Keramik ist zwar äusserst kratzfest, goutiert aber keinen harten Aufprall. Ebenfalls in Sachen Farbspektrum ist Rado führend. Konnte man anfangs Keramikuhren nur in Schwarz herstellen, decken die Ingenieure des Unternehmens heute eine breite Palette ab, bis hin zum Metall-Look. Jede Farbe erfordere ihren besonderen Herstellungsprozess mit eigenen Brennöfen und eigener Temperatur, erklärt Bosshard.

«Für die Metalloptik muss die Keramik etwa auf über 20 000 Grad erhitzt werden.»

Die neueste Innovation von Rado ist die «Captain Cook» in Hightech-Keramik, die Anfang April auf den Markt gekommen ist. Seine DNA schöpft das Modell aus den Tiefen der Firmenhistorie. Erstmals hatte das Unternehmen 1962 eine Taucheruhr namens «Captain Cook» lanciert. «Das Design ist authentisch, weil es aus unserer Geschichte kommt»,

sagt der Rado-Chef. Allerdings mit subtilen Anpassungen an den «goût du temps», wie er es nennt, und mit modernster Technologie: Gehäuse und Armband in Hightech-Keramik, was einen «überragenden Tragekomfort» gewährleistet. Sowohl auf der Vorderseite als auch auf der Rückseite gibt das Saphirglas den Blick frei auf das Innere des Werkes. Auch dieses glänzt durch völlig neue Veredelungen und markan-

te Neuerungen. So verwendet Rado erstmals eine antimagnetische Spirale, was die Präzision merklich erhöht.

Ashleigh Bartys Investition

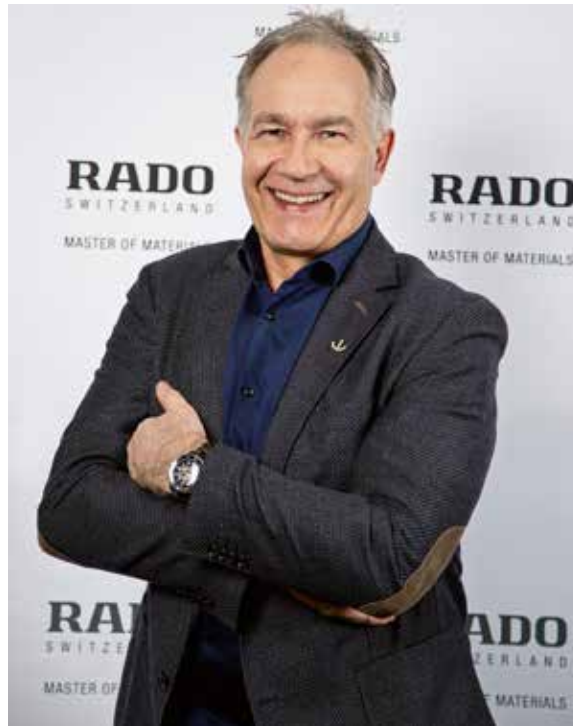
Die Kunden, sagt der Rado-Chef, hätten das neue Modell enthusiastisch aufgenommen. «Als wir bei unseren internationalen Juwelier-Partnern weltweit die Begeisterung spürten, haben wir dreimal die Produktionskapazität erhöht.» Viele Uhrenfreunde, die normalerweise in einem höheren Preissegment einkaufen, greifen zu. «Gleichzeitig verkörpert die Uhr aber doch unsere Philosophie, erschwinglichen Luxus zu bieten, den sich auch der Mittelstand leisten kann.»

Nicht nur hierzulande. Rado zählt in Mittleren und im Fernen Osten zu den am besten verankerten Schweizer Uhrenmarken. Das liegt daran, dass das Unternehmen diese Länder früh erschlossen und von Anfang an auf Servicequalität gesetzt hat. «Gute Betreuung auch nach dem Kauf», beispielsweise bei Revisionen.

Für die Zukunft im Schweizer Heimmarkt und im globalen Markt ist der Rado-Chef zuversichtlich. Die Strategie bestehe darin, die Marktanteile in China zu steigern und sie anderswo zu verteidigen. Wichtig für Rado sind dabei auch Design-Kooperationen mit Künstlern und die Zusammenarbeit mit Markenbotschaftern wie der Tennis-Weltranglistenersten Ashleigh Barty.

Mit ihr verbindet Rado eine langjährige Zusammenarbeit. Bei einigen der frühen Turniersiege habe die Australierin von sich aus einen Teil des Preisgelds zu einem örtlichen Juwelier getragen und in eine Rado investiert. «Wir haben schon zusammengearbeitet, als sie noch nicht berühmt war», stellt der Rado-Chef fest. Dann muss er weiter. Es wartet ein Zoom-Call mit den europäischen Ländergesellschaften.

Florian Schwab



«Erschwinglicher Luxus»: Rado-Chef Bosshard.

Im Schloss des gefallenen Fürsten

In einem hohen Tal der Waadt steht das Grand Chalet des verstorbenen Künstlers Balthus.

Sein Ruf hat gelitten – der Erhalt des grössten Holzhauses der Alpen hingegen gelingt der Malerwitwe.

Mark van Huissing

Von Château-d'Œx? Biegen Sie links ab, sobald Sie im Dorf sind, dann fahren Sie über eine Brücke, und gleich erreichen Sie das Haus.» Madame geht selbst ans Telefon, wenn man anruft im Grand Chalet zu Rossinière, einem Dorf im Waadtländer Pays-d'Enhaut, dem Hochland, das eigentlich ein Tal ist, gelegen über der kleinen Stadt Bulle im Kanton Freiburg. Und erklärt in einwandfreiem, aber nicht akzentfreiem Französisch oder Englisch den Weg. Was nett ist, aber auch kokett – welcher Besucher würde es nicht finden, das grösste aus Holz gebaute Haus der Schweiz, der ganzen Alpen vielleicht, im Dorf Rossinière mit zirka 500 Einwohnerinnen und Einwohnern?

Dann ist man plötzlich dort und staunt. Über die Grösse, natürlich, und die Lage, das Haus liegt nicht oben am Sonnenhang, sondern, auf den ersten Blick wenigstens, eher unten, fast ein wenig im Graben. Der zweite Blick allerdings, wenn man auf der anderen Seite, der Südwestseite, des Hauses steht, im Garten neben einer hundertjährigen Tanne, macht klar, wie gut gewählt die Lage ist – die Aussicht über einen Bach und auf Wiesen stimmt versöhnlich (die Geleise, über die zurzeit stündlich ein Zug fährt, gab es noch nicht, als das Haus gebaut wurde vor 265 Jahren), und die Bahn der Sonne verläuft so, dass fast den ganzen Tag über Licht durch die 113 Fenster fällt. Und man staunt, dass das Grand Chalet, das wirklich genau das ist, *grand* nämlich, trotz seiner Grösse eher unauffällig, privat und irgendwie zierlich wirkt.

Adelige Wesensart

Gräfin Setsuko Klossowska de Rola, genannt «Madame» im Dorf und darüber hinaus, öffnet die Tür. Sie trägt einen Kimono, wie man das von ihr kennt von Bildern, und diese japanischen Schuhe mit dem Riemen, der sich spaltet, nachdem er zwischen der grossen Zehe und jener daneben aufgetaucht ist, dazu weisse Socken. Der Adelstitel, den sie führt, seit Balthus sie geheiratet hat, soll möglicherweise vielleicht nicht ganz echt sein, steht wenigstens in Zeitungen immer mal wieder. Aber was soll's,

die kleine, alterslose Frau mit dem olivfarbenen Teint, der hohen Stirn und dem dunklen, hochgesteckten Haar hat das, was andere Leute, die einen garantiert echten Titel tragen, manchmal nur von sich behaupten können – eine adelige Wesensart.

Wir gehen in den Salon Victor Hugo, eine gemütliche Holzstube, in der Monsieur Hugo nie geschrieben, aber immerhin gesessen haben soll. Sie schenkt japanischen Grüntee ein, und dann kommen die Hunde dazu, zwei Mischlinge, die ihrer Tochter Harumi gehören und ganz freundlich sind. Von den vielen Katzen, die noch immer im Haus leben – der alte Maler mochte die Tiere fast so gerne wie junge Mädchen –, ist keine zu sehen.

Nebenan liegt das Kanarienvogel-Zimmer, das heisst, eigentlich ist es eine Volière voller Vögel, und daran schliesst eine Stube an mit Vitrinen voller bemalter Porzellanfiguren in bunten Kleidern aus Japan aus dem 18. und 19. Jahrhundert, Balthus hat solche gesammelt. «Diese hier gefiel Giacometti am besten», sagt Madame und zeigt nicht bloss die Figur, sondern, dass auch eine Frau, die vom Wesen her was Adeliges hat und aus einer tausendjährigen

Es gibt Zimmer, die sie, obwohl sie schon seit über vierzig Jahren dort lebt, noch nie betreten hat.

japanischen Familie stammt, Namedropping beherrscht. «Welchem Giacometti?» – «Alberto», sagt sie, wie man den Namen eines Freundes sagt. Auf dem Weg zurück in den Salon Victor Hugo kommen wir vorbei an einem Kachelofen, auf dem Fotos stehen: Balthus und Madame mit dem Dalai Lama oder Madame, James Wolfensohn von der Weltbank und Bono von U2.

Madame lernte Balthasar Klossowski de Rola, genannt Balthus – geboren 1908 in Paris, die Eltern waren deutsche Staatsbürger –, kennen während seiner Ausstellung in Tokio. Er war schon fast fünfzig, hatte Familie, Kinder, Setsuko war damals eine Zwanzigjährige mit Samu-

rais als Ahnen. Balthus' Bilder erzielten bereits gute Preise, er wurde damals aber eher den Intellektuellen zugerechnet als den wichtigsten bildenden Künstlern Frankreichs wie später. (Seine Werke werden heute auf bis zu fünf Millionen Franken geschätzt; seit einigen Jahren sind sie allerdings für viele Kritiker, Kuratoren und Sammler toxisch – beachten Sie bitte den Kasten auf Seite 99 –, anderen wiederum ist das egal, neulich an der Kunstmesse Art Basel in Hongkong wurde ein Bild von ihm am Stand der Galerie Gagosian ausgestellt.)

Erinnerungen an Tokio

Es dauerte noch fast fünf Jahre, bis Balthus Setsuko 1967 heiratete und sie ihm nach Europa folgte, eine lange Zeit für eine junge Frau, aber sie sagte einmal: «Er kam nach Japan – und fand, was er suchte.» Was zuerst aussah wie eine *Amour fou*, überdauerte die Beziehungen der meisten anderen Paare. Setsuko fand rasch hinein in ihre neue Rolle an der Seite des alternen Mannes. Ihre Hauptaufgabe, sagte sie, sei es gewesen, in seinem Schatten zu stehen und ihn strahlen zu lassen, eine Art weiblicher Prinz Philip also. «Ich habe keine Schwierigkeiten damit gehabt.»

Bestimmt hat sie mehr gemacht, als ihm nur den Rücken freigehalten, das Haus dekoriert oder die Blumen gewählt, wenn er Abendessen für dreissig oder vierzig Gäste gab. Aber sie mag das Bild nicht neu malen, schon gar nicht, seit Balthus nicht mehr da ist. «Die Leute, mit denen wir verkehrten, haben verstanden, was meine Rolle war, denn es waren Menschen mit offenem Geist. Und die, die uns nicht kannten, würden uns nie verstehen, nur ist das auch nicht nötig.»

«Das Grand Chalet ist bestimmt das schönste Haus, in dem Sie je gelebt haben, nicht wahr?», frage ich. «Es ist vielleicht das schönste Haus der Schweiz», antwortet sie. Madame lebte über zehn Jahre in der Villa Medici, in den sechziger und siebziger Jahren, als diese Balthus' Dienstwohnung war; er war damals Direktor der Académie de France in Rom, und das Haus in den sieben Hektaren grossen Gärten



«Wir sind zum Tee gekommen und geblieben»: Balthus, Gattin Setsuko (l.) und Familie vor dem Chalet in Rossinière, 1993.

wurde unter seiner Aufsicht renoviert. «Das Grand Chalet erinnert mich allerdings an das Haus meiner Kindheit in Tokio, ein traditionelles japanisches Haus», sagt sie und überrascht – traditionelle japanische Häuser sind zwar auch aus Holz gebaut, aber dort enden die augenfälligen Gemeinsamkeiten. In Japan sind die Häuser um einen Hof gebaut und zum Teil offen, das Grand Chalet mit seinem tief heruntergezogenen Walmdach, einer Variante des Satteldachs, das dem darunterliegenden «befremdend schönen» Haus Schutz gewährt, erinnert an eine Schildkröte mit ihrem Panzer, schreibt der Zürcher Historiker Jürg Zbinden in seinem Buch über das Haus. «Das Chalet gibt Frieden», sagt sie, «die Linienführung des Dachs erinnert an die Flügel eines Vogels, der darunter seine Jungen schützt.»

Das kann man so sehen, der Baumeister war aber wohl weniger von zärtlichen Überlegungen getrieben, während er die Pläne zeichnete, als von ziemlich praktischen Ideen: Jean-David Henchoz wollte ein Käsebaron werden, die Grösse des Hauses ergab sich aus dem Grundriss des Kellers, in dem Tausende von Käselaißen reifen sollten. Damit wollte er den Lyoner Käsemarkt beliefern und erobern. Doch so weit kam es nicht, schreibt Historiker Zbinden, 1756 starb Henchoz, er hatte nur zwei Jahre im fünfstöckigen Haus mit dreissig Zimmern gelebt, das in den vier davorliegenden Jahren gebaut worden war. Damals hiess es noch «La Grande Maison», weil der Begriff «Chalet» nur für Alphütten gebraucht wurde.

Madame führt in ihr liebstes Zimmer – das, in dem sie malt, Aquarelle, Stillleben haupt-

sächlich. Wie jedes der Zimmer ist auch dieses eher klein, misst vielleicht zwanzig Quadratmeter, die Decken hängen niedrig. Es gibt keine repräsentativen Räume, man ist nicht in einem Schloss mit Flügeltrakten, sondern in einem Chalet eben, wenn auch einem grossen, in einem Holzschloss sozusagen. Und dieses hat so viele eher kleine Zimmer, dass selbst Madame, die seit über vierzig Jahren dort lebt, sagt, es gebe welche, die sie noch nie betreten habe. Was genau die Überlegung von Monsieur Henchoz gewesen war, dass er dreissig oder mehr Zimmer haben wollte, wäre eine Frage gewesen, die man dem Mann, der Käsebaron sein wollte, hätte stellen sollen. Historiker Zbinden hat darauf auch keine Antwort, er hält nur fest, dass das Haus selbst für zwei Familien klar zu gross konzipiert gewesen sei.

Ungefähr hundert Jahre später wurde aus «La Grande Maison» ein Hotel mit Namen «Le Grand Chalet», und das Gästebuch zeigt, dass daraus bald ein Treffpunkt wurde, wo sich Touristen aus Russland, Frankreich, Grossbritannien, Amerika oder Brasilien vergnügten, schreibt Zbinden. 1975 schliesslich entdeckte Balthus das «Grand Chalet» während Ferien, die er im rund dreissig Kilometer entfernten Gstaad verbrachte. Und schon beim ersten Zvieri auf dem Balkon soll er gewusst haben: «Dieses Haus will ich.» Oder wie Madame sagt: «Wir sind zum Tee gekommen und geblieben.»

Er kaufte es also, bezahlt hat er in Bildern, und der Besitzer soll froh gewesen sein, dass er das Haus, das als Hotel nicht mehr gut lief, aber nichtsdestotrotz teuer im Unterhalt war, losgeworden war. Balthus hatte sich seit längerer Zeit gewünscht, Italien zu verlassen, weil seine Gesundheit sich verschlechtert hatte und er die Sommerhitze Roms nicht mehr ertrug; die Schweiz respektive diese Gegend kannte er von früheren Aufenthalten, er hatte in Bern und Beatenberg gelebt, seine erste Ehefrau war die Bernburgerin Antoinette de Watteville gewesen. Den Balkon des «Grand Chalet», auf dem er damals Tee trank und wo er sich zum Kauf entschloss, liess er sofort abreißen und gab damit dem Holzhaus seine ursprüngliche Silhouette wieder.

Tod an der Staffelei

Als Balthus im Februar 2001 starb, war Madame zwar ohne die Liebe ihres Lebens plötzlich, aber genauso plötzlich stand der Maler und Mann ihr nicht mehr im Licht. Auf einmal interessierten sich Leute aus der Gesellschaft für sie als Frau und als Malerin; die längste Zeit hatte sich kaum jemand ihre Bilder und anderen künstlerischen Werke angesehen oder sogar ernst genommen. Das alles änderte sich, als sie in einem Alter war, in dem andere Frauen, falls sie so lange gearbeitet haben, in Rente gehen. Sie fühlt sich, so sieht es aus, wohl dabei.

Der Fuchs, sagt Madame, er habe den Raum unter dem Dach zu seinem Bau gemacht.

Zu deutlich will sie das nicht sagen, sie scheint zu fürchten, Balthus' Andenken, das sie höher hält, als der Giebel des Hauses liegt, könnte Schaden nehmen. Also sagt sie: «Ich stieg aus dem Bild hinaus, das Balthus von mir gemalt hatte.» Sowie: «Ich fand es faszinierend, mit Denken anzufangen.» (Und beweist damit, dass sie schon die längste Zeit gedacht hatte.)

«Denken Sie, es hat mit Ihrer Erziehung aus Japan zu tun, dass Sie Ihr Leben als Ehefrau offenbar gerne und freimütig im Schatten Ihres Mannes verbrachten?» – «Ja, das denke ich. Aber ich habe mich natürlich wäh-

rend unserer Ehe auch eingebracht, das war nur nicht sichtbar. Es braucht mehr Stärke, wenn man weiss, dass man nach aussen nicht sichtbar werden darf.»

Interessant, dass Balthus keines der dreissig Zimmer zu seinem Atelier machte. Er arbeitete auf der anderen Seite des schmiedeeisernen Tors und der kleinen Strasse, die zu einer Siedlung von neuen Einfamilienhäusern führt, die in ihrer Gewöhnlichkeit und Zweckbestimmtheit fast zum Lachen sind neben dem Grand Chalet, wie eine Nylon-Reisetasche neben einem handgearbeiteten Übersee-Schrankschrank von Goyard. Er malte in der ehemaligen Hotelgarage aus den sechziger Jahren, die sich dort befindet, weil er darin seine Ruhe hatte, die er offenbar nicht fand im Holzhaus.

Madame hat seither daraus einen Schrein gemacht. Das heisst, sie hat nichts daran geändert, seit Balthus es verliess vor zwanzig Jahren, um erst ins Spital von Lausanne gefahren zu werden, von wo er noch einmal retour kam ins Grand Chalet sowie ins Atelier, um zu sterben. Er habe, buchstäblich, vor der Staffelei das Zeitliche gesegnet, erzählt sie. «Faut que je continue», ich muss weitermachen, seien seine letzten Worte gewesen.

Sie schliesst das Tor zur Garage auf, darin gibt es angefangene Bilder, eine Chaiselongue, von Öl verklebte Pinsel, Balthus' Brille liegt auf einem Tisch, ein Aschenbecher ist voller Stummel. In der Garage ist es kühl, es sind bestimmt zehn Grad weniger als im grossen Haus und fünf Grad weniger als draussen. Weil die Garage den ganzen Winter über nie beheizt werde; das stimmt bestimmt. Aber irgendwie scheint es, als sitze die Kälte hier fest wie in einem Grab.



Vom Dachboden hört man leichte Schritte, etwas scheint zu flüchten, rennt in etwas hinein, das umfällt – der Fuchs, sagt Madame, er habe den Raum unter dem Dach zu seinem Bau gemacht. Sie habe nicht vor, ihn verjagen zu lassen.

Wir gehen retour ins Haus. Die Zukunft des Hauses – oder zumindest die Zukunft von Madame im Haus – ist ungewiss; ungewiss ist die Zukunft ja immer, aber in diesem Fall viel-

«Darin zu leben, ist, wie mit Balthus zusammen zu sein.»

leicht noch etwas ungewisser. Der Unterhalt des Grand Chalet sei kostspielig, sagt sie. Was auch ein Grund dafür sein dürfte, dass es einen eher engen Markt haben und also schwer verkäuflich sein dürfte.

«Das Göttliche von Eros»

Das alles ist mittlerweile ein paar Jahre her. Geändert hat sich seither aber wenig, das Grand Chalet gehört noch immer Setsuko, «darin zu leben, ist, wie mit Balthus zusammen zu sein», sagt sie. Die Fondation Balthus, die Stiftung, ist inzwischen ins Musée cantonal des Beaux-Arts des Kantons Waadt in Lausanne gezogen. Dort werden private Dinge des Künstlers ausgestellt sowie Gemälde und Zeichnungen von ihm, die Madame gehören. Der restliche Künstlernachlass wird durch die Galerie Gagosian bewirtschaftet. Das entlaste sie, sagt Setsuko, und erlaube es ihr, sich auf ihre eigene Arbeit zu konzentrieren.

Die 77-Jährige ist weder müde noch untätig geworden, so sieht's aus. Ihre Ausstrahlung als Bewahrerin des Werks ihres Mannes hat zugenommen. Vor zweieinhalb Jahren etwa gab es eine grosse Balthus-Retrospektive in der Fondation Beyeler in Riehen bei Basel, die sie wesentlich unterstützt hat. «Ich teile mein Leben mit ihm für immer», sagt sie. Diese «Stand by your man»-Haltung zeigt sie, natürlich, auch, wenn es um die Wahrnehmung seiner Person geht. «Ich interessiere mich nicht sehr für die öffentliche Meinung», sagt sie, bezogen auf die aktuelle, veränderte Beurteilung von Balthus' Œuvre. Kunst sollte nicht beeinflusst werden durch Kritik, sondern über allem stehen, findet sie. «Balthus hat sich überhaupt nichts gemacht aus Meinungen.»

Einmal nahm sie bisher dennoch öffentlich Stellung, in einem Gespräch für das Magazine der South China Morning Post erwiderte sie auf die Frage, ob sie sich den Kopf zerbreche über die Pädophilie-Vorwürfe gegen ihren verstorbenen Mann: «Jeder hat ein Recht auf seine dumme Meinung.» Davon abgesehen, sei es Balthus im Kern um «das Göttliche von Eros» sowie die «letzte Wahrheit» gegangen. Das ist sechs Jahre her – möchte sie etwas ergänzen?, frage ich. Ja, antwortet sie und beschreibt die Kritik, Shake-

Vieldeutiges Werk

Können Werke gut sein, wenn der Künstler ein schlechter Mensch war? Die Frage ist nicht neu, aber aktuell. Im Dezember 2017 verlangten zwei junge Frauen, Schwestern, bei der Leitung des New Yorker Metropolitan Museum, Balthus' Bild «Thérèse rêvant» solle abgehängt werden. Schliesslich zeige es eine verträumte Elfjährige in erotischer Lage.

Es war nicht das erste Mal, dass streng über teilweise in den 1930er und 1940er Jah-

ren entstandene Bilder des 2001 verstorbenen französischen Malers geurteilt wurde – 2014 etwa wurde eine Ausstellung im Essener Folkwang-Museum kurz vor der Eröffnung aus Rechtsgründen abgesagt. Die Verantwortlichen des Met in New York, nebenbei, lehnten das Begehren der beiden Schwestern und ihrer über zehntausend Unterstützerinnen und Unterstützer ab.

Vor rund zweieinhalb Jahren fand in der Fondation Beyeler bei Basel eine retrospektiv angelegte Ausstellung von vierzig Balthus-

Bildern statt. Die Leiter eines der erfolgreichsten und bekanntesten Schweizer Museen sprachen die «kontroverse», also vieldeutige, Wahrnehmung des Werks vor der Schau an, überliessen aber den Entscheid, ob man sich solche Werke ansehen und/oder gut finden dürfe, den Besuchern.

War Balthus ein grosser Künstler oder ein unappetitlicher Mann, der junge Mädchen, oft aus niedriger gesellschaftlicher Schicht – Töchter seiner Diener etwa –, ausbeutete (mit einigen war er zusammen) respektive noch sträflicher behandelte? Ein abschliessendes Urteil steht aus.

Weder seine Sicht noch Absicht

Zurzeit von politischer Korrektheit, #MeToo-Movement und *cancel culture*, Absage- oder Löschkultur, ist sowohl das Ansehen von Balthus als auch die Wahrnehmung seiner künstlerischen Qualität gesunken. Der Kritiker Peter Schjeldahl etwa schrieb, er denke beim Betrachten der Bilder an Oscar Wildes Satz: «Ein schlechter Mensch ist einer, der Unschuld verehrt.» Balthus seinerzeit respektive seine Unterstützer heute hielten/halten dagegen, böse Gedanken lägen im Blick des Betrachters ausschliesslich und seien weder seine Sicht noch Absicht.

Eine interessante Erklärung kommt vom Musiker und Autor Nick Cave. Er antwortete auf die Frage, ob man den Künstler von seiner Kunst getrennt beurteilen muss, in seinem Blog «The Red Hand Files» so: Nein, müsse man nicht und könne man wohl auch nicht. Stattdessen sei es Grund zur Hoffnung, wenn schlechte Leute gute Werke hervorbringen. Weil dadurch die Betrachtung, «die Menschen sind scheisse, und die Welt ist im Eimer», widerlegt würde.

Worauf eine abschliessende Antwort ebenfalls aussteht: War Balthus ein überragender Künstler, sind seine Bilder grosse Kunst? Das könne man lediglich behaupten, schrieb eine *Spiegel*-Kritikerin anlässlich der Fondation Beyeler-Ausstellung. Es bleibe aber pure Behauptung. Und «sie wird durch die ständige Wiederholung nicht zur Wahrheit». (MvH)



Gedanken im Blick des Betrachters: «Thérèse rêvant» von Balthus, 1938.

spare wiedergebend, als «erzählt von Idioten, im Brustton der Überzeugung und voller Wut – ohne Bedeutung allerdings».

Heute ist Paris der Lebensmittelpunkt von Madame, doch sie fährt regelmässig ins Grand Chalet im Pays-d'Enhaut; als ich sie jüngst auf ihrem Mobiltelefon anrief, sass sie gerade in einem Wagen, der sie von dort nach Genf brachte, wo sie einem befreundeten Künstler bei seiner bevorstehenden Ausstellungseröffnung half. «Ich verbringe immer noch viel Zeit im

Haus», sagt sie, «und wenn immer es geht, sind meine Enkelkinder dabei.»

Als ich Madame und ihr Lieblingszimmer, ihr Malatelier, seinerzeit verliess, drehte ich mich beim Weggehen noch einmal um. Die Fassade des Grand Chalet, die nach Nordosten geht, ist mitgenommen vom Wetter, dem sie ausgesetzt ist. Viele der Sätze, die vor mehr als zweieinhalb Jahrhunderten ins Holz geschnitzt wurden, kann man kaum noch lesen. Aber einige der französischen Zeilen sind noch zu ent-

ziffern. Etwa diese: «Sterblicher, wie lächerlich und leer ist dein Stolz. An deinem verfaulten Fleisch werden sich die Würmer mästen.»

Olivier Zahm und Setsuko Klossowska de Rola: «Balthus» (eine Dokumentation der Ausstellung bei Gagolian in Paris von 2015, englische Ausgabe)
Kishin Shinoyama: «Das Haus des Malers. Balthus im Grand Chalet». Schirmer/Mosel, 2007

Jürg Zbinden: «Le Grand Chalet de Rossinière». Editions Mo, 2004

Gleichstellung jetzt!

Mit dem Frauenrentenalter 65 können Feministinnen ihre Prinzipien beweisen.



Den Renten-Salat haben wir ja nur, weil Unternehmen und Reiche zu wenig Steuern bezahlen! – «Wir haben zu wenig Geld in der Staatskasse, weil wir die ganzen Ausländer finanzieren müssen!» So würde es wohl überspitzt bei einer Stammtischrunde zum Frauenrentenalter 65 im politisch linken und rechten Spektrum klingen.

Verständlicherweise ist es ein emotionales Thema. Wer hört schon gerne, dass er länger arbeiten soll. Und wie so oft treten subjektive Empfindungen an die Stelle nüchterner Überlegungen. Weil man weiss, dass der ehrliche Gedanke «Ich will nicht länger arbeiten» als Argument gegen eine Erhöhung nicht taugt, weckt man vor allem im linken Lager Ängste mit Horrorszenarien, etwa von alten, gebrechlichen Frauen, die in Fabriken Schuhschachteln falten.

Oder man schiebt Stellvertretergründe vor. Argumentiert mit struktureller Diskriminierung der Frauen im Arbeitsmarkt und unbezahlter Betreuungsarbeit. Nein, Frauen sind hierzulande im Job nicht strukturell benachteiligt. Aber ja, sie leisten den Grossteil der unbezahlten Care-Arbeit. Das liesse sich jedoch abfedern, wenn durch ein Abkommen in der Beziehung der Mann (oder auch der Ex) die Frau dafür angemessen entlohnt. Richtig ist auch, dass Frauen – aufgrund von Mutterschaft und Teilzeitarbeit – Rentenlücken haben. Dieses Problem könnte man möglicherweise auffangen, wenn die vollständig arbeitstätige Person in der Partnerschaft für jene, die ihr Pensum reduziert oder aussetzt, weiterhin AHV-Beiträge bezahlen würde. Nur: Das sind unterschiedliche Themen, losgelöst vom Rentenalter.

Der Jobmarkt ist grundsätzlich nicht auf ältere Menschen ausgerichtet. Was sollen Frauen (und Männer) im Alter denn noch arbeiten? Weil sich die Anforderungen teils rasant ver-

ändern, ist Erfahrung in vielen Berufen nicht mehr so viel wert wie früher. Für einen Arbeitgeber wird man je älter, desto kostspieliger; Anreize für Unternehmen, ältere Leute einzustellen beziehungsweise an ihnen festzuhalten, schrumpfen mit jedem Lebensjahr. Weiter altern wir unterschiedlich; die einen sind mit 64 geistig fit und effizient, meistern aber vielleicht keine 300 Meter ohne Atemnot, andere werden im Alter zusehends zur Katastrophe in Sozialkompetenz, sind aber mit einer besseren Gesundheit gesegnet. Dann gibt es noch jene mit Anspruchsdenken; für sie ist es unmöglich, je für einen tieferen Lohn zu arbeiten. In einen tieferen Status wechseln? Geht gar nicht! Wer Direktor war, muss für den Rest seines Lebens Direktor bleiben, mindestens. Alles andere wäre pures Versagen.

Mein Eindruck ist zudem, dass Altern hierzulande grundsätzlich seltsame Blüten treibt. Während Senioren in südlichen Ländern noch etwas Nützliches zu tun haben, von Familie und Enkeln gebraucht werden, ist die gesellschaftlich zugewiesene Rolle für 65-Jährige bei uns häufig die des ausgemusterten Graukopfs. Man erhält ein verbilligtes Bahnbillett, mit dem man noch ein paar Jahre herumfahren darf, danach wird man ins Heim verfrachtet und mit einer Armada von Medikamenten vollgepumpt, die einen so lange wie möglich am Leben erhalten – und eine riesige Industrie durchfüttern. Dann heisst es adieu.

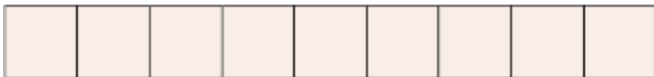
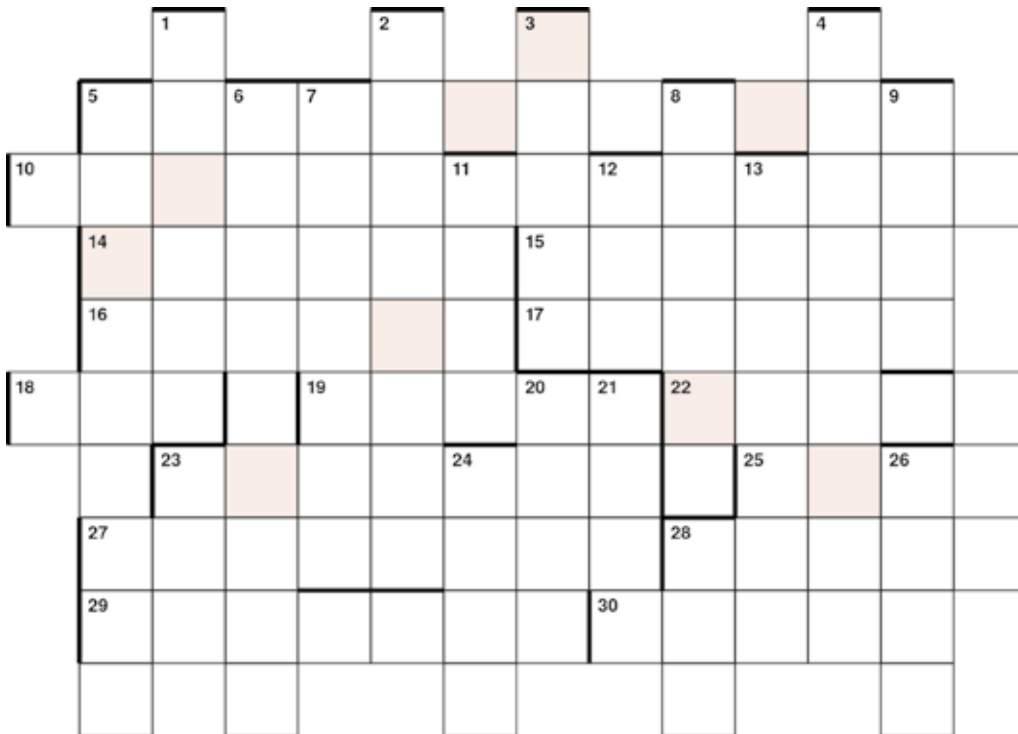
Das heutige Rentenalter stammt aus einer anderen Zeit. In den fünfziger Jahren, als das Rentenalter von 65 (für beide Geschlechter) auf 62 Jahre für Frauen gesenkt wurde, haben Frauen mehr körperliche Tätigkeiten ausgeführt, häufig in Fabriken gearbeitet. Sie hatten im Schnitt 2,41 Kinder, und rententechnisch

waren sie von ihren Männern abhängig. Heute bekommt eine Frau durchschnittlich 1,46 Kinder. In einer Partnerschaft ist sie häufig jünger als der Mann, ihre Berufe haben sich vielerorts in Bürojobs gewandelt, im Schnitt lebt sie vier Jahre länger. Und dennoch ist ihr Arbeitsleben kürzer. Für mich ist das vor allem eines: Diskriminierung von Männern. Selbstverständlich gehört das Rentenalter angeglichen. In Ländern wie Finnland und Schweden übrigens, die von Feministinnen gerne als progressive Beispiele für Gleichstellung hochgehalten werden, arbeiten Männer und Frauen gleich lange.

Ich finde es einigermassen putzig, wenn man nun in inbrünstiger Erregung über diesen, im Verhältnis kleinen Ausgleich debattiert, ganz so, also ob wir in spätestens fünf Jahren nicht sowieso das gefährdete Gesundheits- und Rentenmodell rigoros umkrempeln müssten. Wie gehen wir künftig mit den immer zahlreicher werdenden älteren Menschen um? Rentenalter 68, 70? Welche Anreize schafft man für Arbeitgeber, damit sie Ältere anstellen? Eine der dringenden Aufgaben unserer Zeit ist es, neue, innovative Modelle für den dritten Lebensabschnitt auszuarbeiten. Feministinnen und Linke können noch so toben: Selbst David Copperfield löst das Problem mit der umgekehrten Alterspyramide nicht einfach in Luft auf.

Mit der Zustimmung zur Angleichung des Rentenalters könnten sie ihre Prinzipien von der Gleichberechtigung unter Beweis stellen – dass es ihnen wirklich um gleiche Rechte geht, und nicht nur dann, wenn es ihren eigenen Bedürfnissen entgegenkommt. Die Wahrscheinlichkeit ist aber gross, dass diese Gleichstellung auf der Liste ihrer nächsten hundert Forderungen fehlt.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Schlüpfen daraus Rinderkinder?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Butan aus dem Bauch strömt bei Gebrauch dem Taschendrachen aus dem Rachen. **10** Konzeptionell generell ein konzeptuelles wie strukturelles Vorbild. **14** Das französische Früchtchen landet immer hyperfrisch auf dem Tisch. **15** Ein ruiniöser Stoff für einen urinösen Stoff. **16** Das Muster erkennt, wer einen Moment in die Starre starrt. **17** Beliebte Vor- zur Hinrichtung mordsmässig schlechter Wortspieler. **18** Verdoppelt ein Sicheln im grösseren Stil oder zumindest mit längerem Stiel. **19** Das wird invertiert resümierend konstatiert. **22** Locker: so langsam wie Largo, aber weit weniger breit. **23** Eine, die möglichst sicherstellt, dass, was sie ent-, sein Aroma behält. **25** Zeitgenössischer Tagelöhner Arbeitseinheit. **27** Der Ausstrahlung ausgefallene Auswirkung auf eingekesselte Luft. **28** Begeistert den Körper? Verkörpert den Geist? Wer weiss?! **29** Wahrlich für wahrlich erfunden befunden. **30** Durch neun Höhlenkreise und sieben Bussbereiche bis ins Paradies führte ihn seine geführte Reise.

Senkrecht — **1** Macht einen aus Eiern und Schmalz, Zucker und Salz, Milch und Mehl geht. **2** Die Muschelfussbüschelbartfaserart. **3** Den nimmt man beim Anspielen auf oder zum Auswaschen ab. **4** Hält einem wörtlich mit Nachdruck vor Augen, was ihm Vorschub leistet. **5** Bei uns trägt der Gradträger grad zwei schräge Balken. **6** Das sind die, die she sells by the shore, I'm sure. **7** Die Niedersachsen reichen zum Knüppel dieses Gerümpel. **8** Gehören unbestritten zu den Dauerfavoriten unter Schutzinstrumenten für Inlandproduzenten. **9** Ein relativ tiefes Stück schottisches Hochland. **11** Nach wie vor wird dem – verrückt! – für Pelze auf den Pelz gerückt. **12** Ermöglicht, Arterien und Venen unter eine virtuelle Lupe zu nehmen. **13** Das sind Oppositionen schon per definitionem. **20** Mit Äpfeln der Idun hält sich deren Geschlecht bis zum letzten Gefecht ewig jung. **21** Darauf, auch Fach- und Sachgebiet, wird von alters her gekriegt. **23** Wilder Westler Federkleber. **24** Die da dort, hört man es grollen, machen eh das, was sie wollen. **26** Diese fremde Freude ist stets Teil des Fahrzeugleergewichts. **28** Das ist etwa Paulistanern heilig und gesund.

I=J=Y © *Andri Martinelli* – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 721



Waagrecht — **4** SCHROEDINGER(s Katze) **11** SCHUETTELREIM **14** IUNKIES **15** KENNER **16** IRRGAST **17** PADUA **18** OCRE: franz. ocker **19** WOGEGEN: Anagramm von «gewogen» **22** [CHI][CHI]: Chi (χ) ist ein Buchstabe des griech. Alphabets. **24** TU(!) **25** (Internet)FORUM **27** CIGARRE-RO: span. u.a. Zigarren-/Zigarettenmacher **30** URN: engl. Urne **31** GOLDPURPUR **32** IOGI Bär

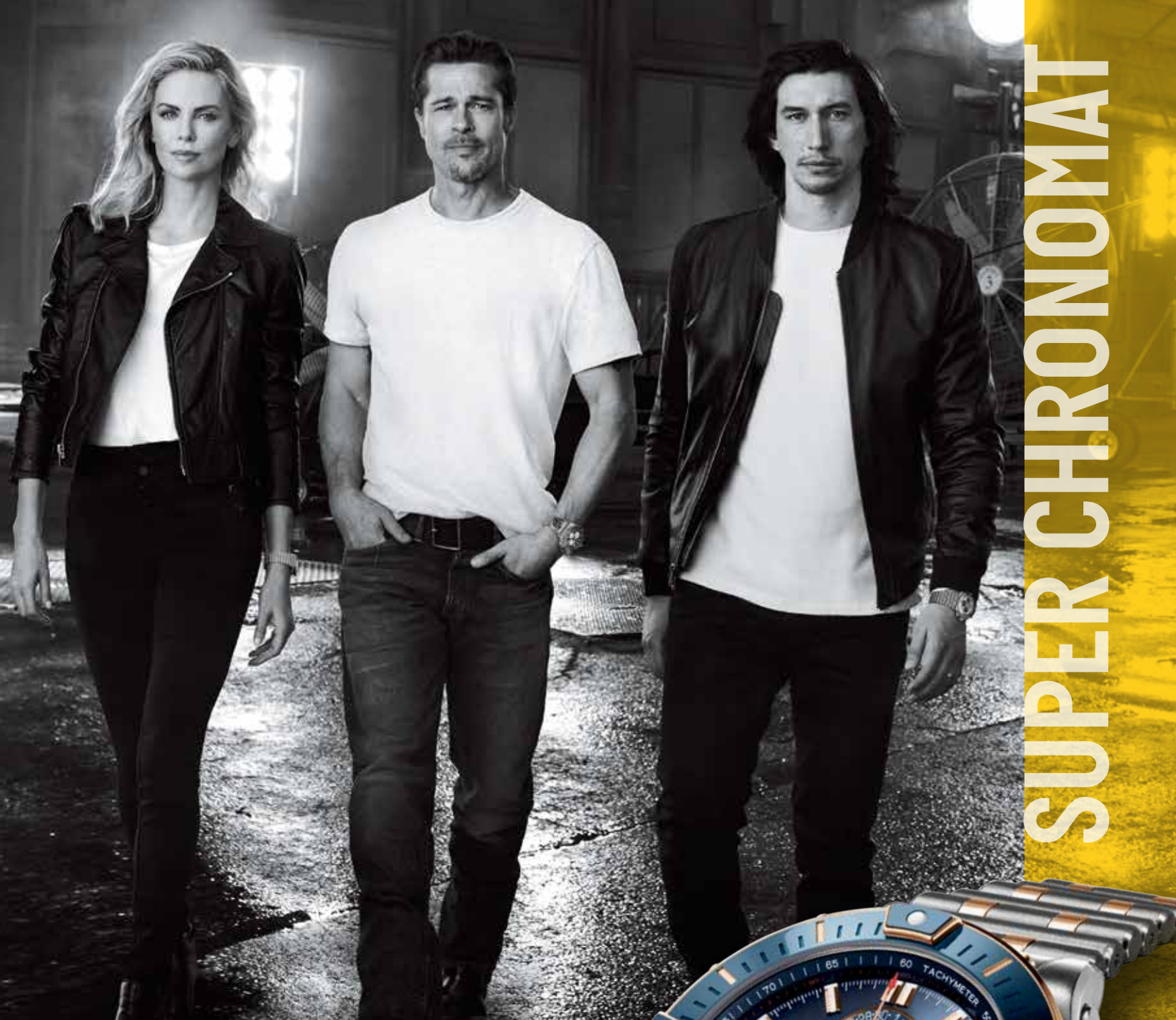
Senkrecht — **1** BETET(!): lat. orate = betet (laborate = arbeitet) **2** ANREDEFORM **3** REINA consorte: span. Königin (als Frau eines regierenden Königs) **4** SCIROCCO: der Wüstenwind **5** Winston CHURCHILL: Mitbegründer der Anti-Hitler-Koalition **6** HUNGRIG **7** REKA(-Check): Schweizer Reisekasse **8** DESPOT **9** (M)ILKA: D + D = M (bei den röm. Zahlen) **10** GENUG **12** (Nach) TISCH **13** MEINUNG **19** W[IRR] **20** GURU **21** Trial-and-ERROR-Methode **23** CAP: Schirmmütze, verkehrt (os = umgedreht so) getragen **26** OUI: franz. ja **28** RUF **29** EPI: als Präfix

Lösungswort — **SILIKONFUGE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

